

Pol. g.

Hume

431^t - (2)

St. p. 90



Hume's und Rousseau's

Abhandlungen

über den

U r v e r t r a g

nebst einem

Versuch über Leibeigenschaft

den

Liefländischen Erbherren

gewidmet

von

G. M e r k e l.

Zweiter Theil.

Leipzig 1797,

bey Heinrich Gräff.

1813

Bohn und Hochwälder

Stellungs

11. 11. 1813

Bohn und Hochwälder

Stellungs

Hochwohlgebohrne Herren!

Die meisten Menschen handeln
nur deshalb tadelhaft, weil sie
ihren Handlungen zu nahe ste-
hen, um sie richtig beurtheilen

zu können *): Dann ist es aber die Pflicht des Entferntern, ih-

*) Erlauben Sie mir, einen erschütternden Beleg dazu zu geben. Zween vortreffliche Männer, die sich auf dem Landtage von 1795. als die großmüthigsten Vertheidiger der Letten auszeichneten, hatten gleichwohl, wie Sie wissen, kurz vorher einen Contract geschlossen, vermöge dessen zweihundert ihrer Mitbürger aus ihrer Heimath, und ihrer selbst erbauten Hütte gerissen und wie eine willenlose Heerde in eine entlegene Gegend abgeführt wurden, wo sie Einöden urbar machen mußten, ein Loos, das die Regierung nur über Verbrecher verhängt. Wie kamen Sie, grade Sie zu dieser Handlung? — Ich erfuhr den ganzen Vorgang erst in Teutschland, von ihrem erbittertsten Feinde, der sich auch als den meinigen gezeigt hat. „Sehen sie da,“ sagte er höhnisch zu mir, sehen sie da „ihre Helden!“ Leider bestätigen auch ihre Freunde den Vorgang.

nen zu sagen, was das sey, was sie thaten. Wirklich Gutmeinende werden ihm Dank dafür wissen, und, wenn es dessen bedarf, der Form seiner Erinnerung um der Absicht willen, nachsehen; die übrigen aber werden toben, vielleicht alles in Bewegung setzen, sich zu rächen. Beides muß der Rechtsschaffene als Lohn seiner Bemühung, als Gewährleistung ansehen, daß er nicht vergebens arbeitete.

Mit völliger Ruhe also über die Folgen dieses Schrittes in

Rücksicht auf mich, nehme ich
mir die Freiheit, Ihnen, Hoch-
wohlgebohrne Herren, nachste-
hende Schriften zu dediciren.
Rousseaus männliche Beredsam-
keit möge Feuerfunken in den
Busen eines jeden von Ihnen
schütten, der es bedarf, und
erfüllt von der Idee des voll-
kommensten Staates, wende er
dann den Blick auf das Gemälde
der ungeligsten Verkrüppelung,
deren die menschliche Gesell-
schaft fähig ist. In seiner gan-
zen Furchtbarkeit ergreife ihn
der Gedanke, daß sein eignes
Vaterland durch seinen eigenen

Stand diese Verkrüppelung erlitt.
Möchte doch das Resultat davon
der allgemeine Entschluß seyn,
der schon in dem Busen manches
Großmüthigen von Ihnen reift,
durch einen Schritt den recht-
lichen Widerwillen jedes Men-
schenfreundes gegen den
Stand der Erbherren, in Ehr-
furcht gegen die dermal-
igen Glieder desselben in
Liesland, zu verwandeln!

Mit der aufrichtigsten Ver-
ehrung jedes edeln Mannes in

Ihrem Mittel, hab' ich die Ehre
zu seyn

Hochwohlgebohrne
Herren,

Dero

Leipzig,
den 12ten Jänner,
1797.

gehorsamster Diener,
G. Merkel.

Vorbericht.

Bey gegenwärtiger Arbeit hatte ich eine höhere Absicht, als teutsch auszudrücken, was Hume und Rousseau englisch und französisch schrieben. Ich unternahm sie, weil es mir schien, daß sie beitragen könne, manche verkehrte Vorstellungen zu berichtigen, die in meinem Vaterlande nur zu herrschend sind und die es unglücklich ma-

chen. Gleichwohl hoffe ich, auch einem Theile des lesenden Publikums in Teutschland nicht ganz unnütz gewesen zu seyn.

Die Uebersetzung des Contrat social von 1763. existirt nur noch in den Bücherverzeichnissen und die Cramersche erscheint in den sämtlichen Werken Rousseau's in einer zu zahlreichen Gesellschaft, um von vielen angeschafft werden zu können. Das, glaub' ich, ist eine der Hauptursache, warum dies Meisterwerk, das selbst die Politik an Menschenwürde glauben lehrte, in Teutschland fast zu den höhern Wesen gehört, die jedermann nennt und niemand kennet. Ich darf nicht hof-

fen, alle philologische Klippen in demselben vermieden zu haben, aber — wie gesagt, ich strebte nach etwas mehr, als Uebersetzer-Ehre.

Hume's Abhandlung füge ich bey, weil es prüfenden Lesern angenehm seyn muß, die Vorstellung derselben Sache von zween solchen Männern vergleichen zu können. Wie Hume übrigens zu mancher Behauptung kam, die von seiner Feder überraschen muß, weiß ich nicht. Er war einst Rousseau's Freund, zerfiel aber bald mit ihm: zur Ehre der Philosophie müssen wir annehmen, daß dieser Umstand nichts erklärt.

Der angehängte Versuch über Leibeigenheit, kann freilich für die glück-

lichen Bewohner Deutschlands, wo die wahre Leibeigenheit nirgend mehr existirt, und der Adel schon so lange Optimatenstand ist, kein anderes Interesse haben, als das allgemeine der Menschheit. Wohl uns, daß dies immer mehr als das wichtigste anerkannt wird!

Drittes Kapitel.

Von den Wahlen.

Für die Wahlen des Fürsten und der Obrigkeiten, die, wie ich gesagt habe, zusammengesetzte Verfügungen sind, giebt es zwei Verfahrungsweisen: nemlich, Wahl und Loos. Beyde wurden in verschiedenen Freystaaten gebraucht, und noch izt sieht man bey der Wahl des Doge von Venedig ein sehr verwickeltes Gemisch von beyden.

„Das Stimmen durchs Loos,“ sagt Montesquieu, „ist der Natur einer Demokratie „angemessen.“ Ich geb’ es zu: aber woher schliesst er es? „Das Loos,“ fährt er fort, „ist „eine Art zu wählen, die niemand kränkt: „es läßt jeden Staatsbürger vernünftiger

„Weise hoffen, dem Vaterlande dienen zu können.“ Das sind keine Gründe.

Wenn man erwägt, daß die Wahl der Oberhäupter eine Ausübung der Regierung, nicht der Souverainität ist, so sieht man, warum der Weg des Loosens dem Wesen der Demokratie mehr entspricht: in ihr ist die Verwaltung immer um so besser, je mehr die Verfügungen derselben vervielfältigt werden.

In jeder wahren Demokratie ist die obrigkeitliche Würde kein Vortheil, sondern eine drückende Bürde, die man nicht mit Recht einem Privatmanne, eher als dem andern auflegen kann. Nur das Gesetz kann denjenigen, auf den das Loos fällt, damit belasten. Denn weil alsdann die Bedingung für alle gleich ist, und die Wahl von keinem menschlichen Willen abhängt, so

giebt es keine besondere Anwendung, welche die Allgemeinheit des Gesetzes veränderte.

In der Aristokratie wählt der Fürst den Fürsten; die Regierung erhält sich selbst, und hier ist das mündliche Stimmen an seinem Orte.

Das Beispiel der Wahl des Doge von Venedig bestätigt diesen Unterschied, anstatt ihn zu widerlegen: diese gemischte Form paßt zu einer gemischten Regierung. Man irrt sich, wenn man die Regierung Venedigs für eine wahre Aristokratie hält. Das Volk hat daselbst keinen Antheil an der Regierung, aber der Adel selbst ist ein Volk. Eine Menge armer Nobili gelangt nie zu irgend einer obrigkeitlichen Würde, und zieht keinen Vortheil von seinem Adel, als den leeren Titel Excellenz und das Recht, dem grossen Rathe beyzuwohnen. Der grosse Rath ist dort eben so zahlreich als der allgemeine

Rath zu Genf: daher besitzen seine erhabenen Mitglieder nicht mehr Vorrechte, als die bloßen Citoyens an letzterm Orte. Wenn man die große Ungleichheit beyder Republiken abrechnet, so ist gewiss, daß die Genfer Bürgerschaft ganz genau das Vene-
tianische Patriziat, die Natifs und Habitans zu Genf die Bürger und das Volk zu Vene-
dig, die Bauern aber die Unterthanen auf dem festen Lande vorstellen: kurz, man mag diese Republik, ohne doch ihre Größe in Anschlag zu bringen, betrachten wie man will, so ist ihre Regierung nicht in höherm Grade aristokratisch, als die von Genf. Der ganze Unterschied ist, daß man hier nicht so sehr des Loosens bedarf, da man kein Oberhaupt auf Lebenszeit hat.

In einer wahren Demokratie würde die Wahl durchs Loos wenig Schwieriges haben. Wo alles so wohl in den Sitten, als an

Talenten, Grundsätzen und Vermögen gleich ist, muß die Wahl fast gleichgültig werden. Aber ich habe schon gesagt, daß es keine wahre Demokratie giebt.

Wo mündliche Wahl und Loos vermischt, üblich sind, muß die erste diejenigen Stellen besetzen, die eigenthümliche Talente fordern, zum Beyspiel, die militärischen Aemter. Das andere schickt sich für solche, in denen gesunde Vernunft, Gerechtigkeitsliebe und Rechtschaffenheit hinreichend sind, wie in den gerichtlichen Würden: denn diese Eigenschaften besitzt in einem gut eingerichteten Staate jeder Staatsbürger.

Bey einer monarchischen Regierung findet weder Loos noch Stimmen statt. *) Der

*) In Rußland werden die Beysitzer vieler Gerichte durchs Ballotiren von ihren Standesbrüdern gewählt. Das widerlegt Rousseau's

Monarch ist dem eingeführten Rechte nach der einzige Fürst und Richter: die Wahl seiner Stellvertreter gehört also auch ihm allein. Als der Abt von St. Pierre vorschlug, die Räthe des Königs von Frankreich zu vermehren, und die Glieder derselben durchs Ballotiren zu erwählen; sah er nicht ein, daß das eine Veränderung der Regierungsform gewesen wäre,

Ich müßte noch von der Weise sprechen, die Stimmen in den Volksversammlungen zu

Behauptung nicht. Die Bürger und Edelleute wählen im Grunde nur die Schiedsrichter ihrer Privatstreitigkeiten, um der Regierung die Mühe zu ersparen. Auf diese haben die Wahlen so wenig Einfluss, wie auf den Staat. Auch muß jede Wahl von der Regierung bestätigt werden; sie ist also eigentlich nur ein Vorschlag.

d. U.

geben und zu sammeln: aber die historische Darstellung der römischen Policey in diesem Stücke wird vielleicht alle die Grundsätze, die ich aufstellen könnte, einleuchtender auseinander setzen. Es ist einem einsichtsvollen Leser nicht zu geringfügig, ein wenig umständlich zu untersuchen, wie die öffentlichen und Privat-Angelegenheiten in einer Rathsverammlung von zweymalhunderttausent Menschen abgemacht wurden.

Viertes Kapitel.

Von den römischen Comitien.

Aus den ersten Zeiten Roms haben wir keine ganz sicheren Denkmäler. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass die meisten Sachen, die man von denselben erzählt, Fabeln sind; *) überhaupt ist der lehrreichste Theil der Volks-Annalen, die Geschichte der ersten Niederlassung, am mangelhaftesten zu

*) Der Name Rom, der von Romulus' herkommen soll, ist griechisch und heisst Stärke; auch der Name Numa ist griechisch und heisst Gesetz. Ist es wohl wahrscheinlich, dass die beyden ersten Könige dieser Stadt zum voraus Namen bekommen hätten, die sich so gut zu

uns gekommen. Die tägliche Erfahrung lehrt uns, was für Ursachen die Umwälzung der Staaten hervorbringen: entstehen aber sehen wir keine Völker mehr. Wir können also auch nur Muthmassungen darüber wagen, wie sie einst mögen entstanden seyn.

Die Gebräuche, welche man eingeführt findet, bezeugen wenigstens, daß diese Gebräuche einen Ursprung hatten. Von den mündlichen Sagen, die zu diesem Ursprunge hinaufgehen, muß man solche für die sichersten ansehen, die von den grössesten Beglaubigungen unterstützt und von den stärksten Gründen bestätigt werden. Das sind die Grundsätze, nach denen ich versucht habe zu

dem, was sie thaten, passten? — (Zum voraus wohl nicht; aber ihre Thaten konnten ihnen Beynamen erwerben, über die man ihre eigentlichen Namen vergaß. d. U.)

bestimmen, wie das freieste und mächtigste Volk der Erde seine höchste Gewalt übte.

Nach der Stiftung Roms bestand die neue Republik, das heisst die Armee des Stifters, aus Albanern, Sabinern und Fremden: daher ward sie in drey Klassen getheilt, die davon den Nahmen Tribus bekamen. Jeder Tribus ward wieder in zehn Curien und jede Curie in Decurien getheilt, an deren Spitze man Anführer stellte, die Curionen und Decurionen hießen.

Ausserdem hob man von jedem Tribus einen Trupp von hundert Reutern oder Rittern aus und nannte ihn eine Centurie. Man sieht hieraus, dass diese Eintheilungen, deren ein Flecken nicht bedurfte, anfangs bloß militärisch waren. Indessen scheint ein Vorgefühl von Grösse die kleine Stadt Rom bewogen zu haben, sich eine Einrichtung zu

geben, die der Hauptstadt der Welt angemessen war.

Diese erste Theilung bewirkte bald einen Uebelstand. Der Tribus der Albaner und der Sabiner *) blieben immer was sie waren, indess der Tribus der Fremden **) unaufhörlich durch den beständigen Zufluss neuer Ankömmlinge zunahm und bald stärker ward als sie beide. Servius ergriff gegen dieses gefährliche Misverhältniß das Mittel, die Eintheilung zu ändern. Er schafte diejenige ab, die sich auf die Abstammung gründete und führte eine andere ein, die von dem Wohnort jedes Tribus in der Stadt, hergenommen ward. Anstatt der drey Tribus, schuf er vier, von denen jede einen der römischen Hügel inne hatte und sich nach

*) *Die Ramnenses und Tatienses;*

**) *Die Luceres;*

demselben nannte. So half er der gegenwärtigen Ungleichheit ab und beugte jeder künftigen vor. Damit aber diese Theilung nicht allein die Oerter sondern auch die Menschen trennete, verbot er den Bewohnern jedes Stadtviertels in ein anderes zu ziehen, und verhinderte dadurch die Geschlechter, sich zu verwirren.

Er verdoppelte ferner die drey alten Reuter-Centurien und fügte zwölf neue hinzu, die aber immer die alten Namen behielten: eine einfache und sinnreiche Maafsregel, durch welche er den Unterschied zwischen Ritter und Volk vollends festsetzte, ohne das letzte zum Murren zu bewegen. — Zu diesen vier städtischen Stämmen fügte Servius noch funfzehn andere, welche die Tri-vius der Landleute hießen, und aus den Bewohnern des platten Landes, das in so viel

Cantons getheilt war, bestanden. In der Folge bildete man eben so viel neue, so daß das römische Volk endlich in fünf und dreissig Stämme getheilt war, und diese Zahl blieb unverändert bis ans Ende der Republik.

Diese Unterscheidung der Stadt- und Landstämme hatte eine Wirkung, die bemerkenswerth ist, weil es kein ähnliches Beispiel giebt, und Rom ihr sowohl die Erhaltung seiner Sitten als die Vergrößerung seiner Herrschaft verdankt. Man sollte glauben, die städtischen Stämme müßten in kurzem Macht und Ehrenstellen an sich gerissen und die Landstämme herabgewürdigt haben, aber es geschah gerade das Gegentheil. Man kennt den Geschmack der vornehmsten Römer für das Landleben. Sie verdanken ihm dem weisen Stifter, der die ländlichen und kriegerischen Arbeiten mit der Freiheit verband und Künste, Gewerbe, Ränke, Reich-

thum und Sklaverey gleichsam in die Stadt verbannete.

Alle groſſe Männer, die Rom beſaß, lebten auf dem Lande und bearbeiteten die Felder: da gewöhnte man ſich alſo auch, die Stützen der Republik zu ſuchen. Der Stand des Landmanns wurde von allen geehrt, da die edelſten Patricier zu demſelben gehörten. Das einfache und arbeitsame Leben der Dorfbewohner wurde dem müſſigen und weichlichen Leben der Städter vorgezogen, und mancher, der in der Stadt nur ein elender Proletar *) geweſen wäre, wurde als Landbauer ein geehrter Staatsbürger. Nicht ohne Grund, ſagte Varro, verlegten unfre hochherzigen Väter ins Dorf die Pflanzſchule dieſer ſtarken und muthigen

*) Man wird unten die Erklärung dieſer Benennung finden.

Männer, die sie im Kriege vertheidigten und im Frieden ernährten. Plinius sagt ausdrücklich, daß die Landstämme wegen der Männer, aus denen sie bestanden, geehrt wurden, da man hingegen die Feigen, die man erniedrigen wollte, zur Beschimpfung in den städtischen Tribus verwies. Als der Sabiner Appius Claudius sich in Rom niederliefs, ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft und in einen ländlichen Tribus eingeschrieben, der in der Folge seinen Familien-Namen annahm. Endlich traten die Freygesprochenen alle in die städtischen Tribus, nie in die der Landleute; und während der ganzen Dauer der Republik findet man kein einziges Beyspiel, daß einer von diesen Freygesprochenen, obgleich er römischer Bürger geworden war, zu einem obrigkeitlichen Amte gelangte.

Dieser Grundsatz war vortreflich, aber

er wurde so weit getrieben, daß endlich eine Veränderung und zwar gewiss eine Verschlimmerung der Policey daraus entstand.

Die Censoren erstlich, nachdem sie sich lange Zeit das Recht angemast hatten, die Staatsbürger willkührlich aus einem Stamm in den andern zu versetzen, erlaubten den meisten sich einschreiben zu lassen, in welchen sie wollten. Diese Erlaubniß gewährte keinen Nutzen und entriß der Censur eins ihrer gröfsesten Vorrechte. Noch mehr, da die Grofsen und Mächtigen sich alle in die Landstämme einschreiben liessen, und die Freygesprochenen, die Bürger geworden waren, mit dem Pöbel in den städtischen blieben, so hatten die Stämme im allgemeinen weder einen bestimmten Wohnort noch Besitz, und alle waren so vermischt, daß man die Glieder eines jeden nur aus den Verzeichnissen erkennen konnte. Auf diese Art gieng der

Begriff Stamm von der reellen zur persönlichen Bestimmung über, oder wurde vielmehr fast eine Chimäre.

Es geschah ferner oft, daß die städtischen Stämme, die sich mehr in der Nähe befanden, in den Comitien die Stärksten waren und den Staat an diejenigen verkauften, die sich herabließen, die Stimme dieser Hefen des Volks zu kaufen.

Der Stifter hatte in jedem Stamme zehn Curien eingeführt; das römische Volk, das damals noch ganz von den Stadtmauern umschlossen ward, bestand dennoch aus dreißig Curien, von denen jede ihre Tempel, ihre Götter, ihre Beamten, ihre Priester und ihre Feste hatte, die Compitalien hießen und den Paganalien glichen, welche die Landstämme in der Folge feyerten.

Bey der neuen Eintheilung des Servius liefs sich die Zahl dreißig nicht mit Gleichheit

unter den vier Stämmen vertheilen. Er beschloß also, hierin nichts an derselben zu ändern, und die Curien machten, ganz unabhängig von den Tribus, einen zweyten Unterschied unter den Bewohnern von Rom. Bey den Landstämen hingegen, so wie bey den Leuten, aus denen sie bestanden, war gar nicht die Rede von Curien. Da man nemlich die Stämme in eine rein bürgerliche Stiftung verwandelt und andere Anordnungen zum Truppenwerben getroffen hatte, so waren die militärischen Eintheilungen des Romulus überflüssig geworden. Obgleich also jeder Staatsbürger in einen Stamm eingeschrieben war, so fehlte doch viel daran, daß jeder auch zu einer Curie gehört hätte.

Servius machte noch eine dritte Theilung, die keine Beziehung auf die vorigen hatte und durch ihre Folgen die allerwichtigste

wurde. Er zerstückte das ganze römische Volk in sechs Klassen, die weder durch den Wohnort, noch durch die Menschen, sondern bloß durch das Vermögen unterschieden wurden; so daß die obersten Klassen die Reichen, die untersten die Armen, und die mittlern solche enthielten, die ein mittelmäßiges Vermögen besaßen. Diese sechs Klassen hatten 193 Unterabtheilungen, die Centurien hießen und so eingetheilt waren, daß die erste Klasse noch mehr als die Hälfte derselben, und die letzte nur eine einzige in sich faßte. Auf diese Art bekam diejenige Klasse, welche die wenigsten Menschen enthielt, die meisten Centurien und die ganze letzte wurde für eine einzige Unterabtheilung gerechnet, obgleich sie allein mehr als die Hälfte der Einwohner von Rom in sich begriff.

Damit das Volk die Folgen dieser letzten Einrichtung nicht so leicht einsähe, bemühte

sich Servius, ihr einen militärischen Anschein zu geben. Er setzte in die zwote Klasse zwei Centurien von Waffenschmiedern, und in die vierte zwei andere von Verfertignern kriegsrischer Instrumente. In jeder Klasse, die letzte ausgenommen, unterschied er die Jungen und die Alten, das heisst, diejenigen, die verpflichtet waren die Waffen zu tragen, und die, welche ihr Alter gesetzlich davon freysprach. Dieser Unterschied, noch mehr als der an Vermögen, machte es nothwendig, den Census oder die Volkszählung oft zu wiederholen. Endlich bestimmte er, dass die Versammlung auf dem Marsfelde gehalten werden sollte wo sich alle, die im dienstfähigen Alter waren, mit ihren Waffen einzufinden mussten.

Die Ursache, aus der er in der letzten Klasse nicht dieselbe Abtheilung in Junge und

Alte traf, war, daß man dem Pöbel, aus dem sie bestand, nicht die Ehre zugestand, die Waffen für das Vaterland zu führen. Man mußte einen Herd besitzen, um das Recht zu erhalten, ihn zu vertheidigen. Unter den unzählbaren Haufen von Bettlern, die jetzt in den Heeren der Könige glänzen, ist vielleicht kein einziger, der nicht mit Verachtung aus einer römischen Cohorte wäre ausgestossen worden, als die Soldaten noch die Vertheidiger der Freyheit waren.

Indefs unterschied man doch in dieser letzten Klasse noch die Proletarii von denen, die man Capite Censi nannte. Die ersten, die doch etwas besaßen, lieferten dem Staat wenigstens Bürger, in dringenden Fällen sogar bisweilen Soldaten. Diejenigen aber, die gar nichts besaßen und nur nach den Köpfen gerechnet werden konnten, ka-

men gar nicht in Betracht, und Marius war der erste, der sich herabließ, sie anzuwerben.

Ohne hier zu entscheiden, ob diese dritte Schätzung an sich gut oder schlecht war, glaube ich behaupten zu können, daß nur die einfachen Sitten der ersten Römer, ihre Uneigennützigkeit, ihr Geschmack für den Ackerbau und ihre Verachtung gegen den Handel und die Gewinnfucht sie möglich machen konnten. Wo ist jetzt ein Volk, bey dem die verschlingende Habgier, der unruhige Geist, die Ränke, die beständigen Verletzungen, die ewigen Umwälzungen der Vermögensumstände, eine solche Einrichtung zwanzig Jahr könnten bestehen lassen, ohne den ganzen Staat zu Grunde zu richten? Auch das muß man wohl erwägen, daß die Sitten und die Censur in Rom stärker wirkten, als diese Einrichtung, und daß sie den Gebrechen derselben abhalfen. Mancher

Reiche ward in die Klasse der Armen verwiesen, weil er zu sehr mit seinem Reichtume geprunkt hatte.

Hieraus kann man leicht begreifen, warum immer nur fünf Klassen erwähnt werden, obgleich ihrer wirklich sechs waren. Weil die sechste keine Soldaten zur Armee, keine Stimmenden aufs Marsfeld*) lieferte und sie in der Republik zu nichts gebraucht ward, rechnete man sie selten für etwas.

Das waren die verschiedenen Eintheilungen des römischen Volks. Jetzt wollen wir sehen, was sie für Einfluss auf die Versamm-

*) Ich sage, aufs Marsfeld, weil sich die Comitien dort nach Centurien versammelten. Den beyden andern Eintheilungen nach versammlete sich das Volk auf dem Markte oder sonst wo, und dann hatten die *Capite censi* eben so viel Einfluss und Ansehen als die ersten Staatsbürger.

lungen hatten. Waren diese gesetzmässig zusammen berufen, so hießen sie Comitien. Gewöhnlich wurden sie auf dem Markte zu Rom oder auf dem Marsfelde gehalten, und nach der Form ihrer Anordnung eingetheilt in Comitien nach Curien, Comitien nach Centurien und Comitien nach Stämmen. Die ersten hatte Romulus, die zweyten Servius eingeführt, und die Volkstribunen waren die Stifter der dritten. Nur in den Comitien ward jedes Gesetz bestätigt und jede obrigkeitliche Person erwählt; und da es keinen Staatsbürger gab, der nicht in eine Curie, eine Centurie oder einen Stamm eingeschrieben war, so folgt daraus, daß kein Staatsbürger von dem Recht seine Stimme zu geben, ausgeschlossen, und das römische Volk, dem Recht und der That nach, wahrer Souverain war.

Sollten die Comitien rechtmässig ver-

sammelt und ihre Beschlüsse Gesetze seyn, so mußten drey Bedingungen eintreten. Erstlich mußte der Stand oder die Obrigkeit, die sie berief, die gehörige Gewalt dazu besitzen; zweytens mußte die Versammlung an einem gesetzlich erlaubtem Tage gehalten werden; drittens, mußten die Auguren günstige Aussprüche thun,

Der Grund der ersten Anordnung bedarf keiner Erläuterung. Die zweyte ist eine Policy - Sache: so durften die Comitien nicht an Feier - oder Markttagen gehalten werden. wo die Landleute ihrer Geschäfte wegen nach Rom kamen und nicht Zeit hatten, den Tag auf dem öffentlichen Platze zuzubringen. Durch die dritte hielt der Senat das stolze und unruhige Volk im Zaum und mäßigte zu rechter Zeit die Hitze der aufrührerischen Tribunen: doch fanden die letztern mehr als ein Mittel, diesen Zwang abzuschütteln.

Die Gesetze und die Wahl der Oberhäupter waren nicht die einzigen Punkte, über welche die Comitien entschieden. Da das römische Volk die wichtigsten Geschäfte der Regierung an sich gerissen hatte, so kann man sagen, daß in diesen Versammlungen das Schicksal Europas angeordnet ward. Diese Mannigfaltigkeit der Gegenstände gab Veranlassung zu den verschiedenen Gestalten, welche die Versammlungen annahmen, nachdem sie über diesen oder jenen Gegenstand entscheiden mußten.

Um von diesen verschiedenen Formen zu urtheilen, braucht man sie nur zu vergleichen. Als Romulus Curien stiftete, war seine Absicht, durch den Senat das Volk, und durch das Volk den Senat im Zaum zu halten, indess er über alle gleichmäßig herrschte. Er gab also durch diese Form dem Volke den ganzen Einfluss der überlegnen

Menge, um dem Einfluß der Macht und der Reichthümer, den er den Patriciern liefs, das Gleichgewicht zu halten. Dennoch liefs er, dem Geist der Monarchie gemäß, den Patriciern einen Vorzug durch die Mitwirkung ihrer Clienten auf die Stimmenmehrheit. Diese bewundernswerthe Stiftung der Patrone und Clienten war ein Meisterstück der Politik und Menschlichkeit, ohne welches das Patriat, das dem republikanischen Geiste so sehr widerspricht, nicht hätte bestehen können. Rom allein hat die Ehre gehabt, der Welt diefs schöne Beyspiel zu geben, aus dem nie ein Misbrauch entstand und das dennoch nie ist nachgeahmt worden.

Diese Einrichtung der Curien hatte unter den Königen bis auf Servius fortgedauert und die Regierung des letzten Tarquins ward nicht für gesetzmässig gehalten: daher unterschied man allgemein die königli-

chen Gesetze durch den Namen *Leges curiatae*.

In der Republik waren die Curien immer auf die vier städtischen Stämme eingeschränkt, und enthielten nur den Pöbel Roms: sie konnten also weder dem Senat gefallen, der an der Spitze der Patricier stand, noch den Volkstribunen, die zwar selbst Plebejer, aber die Oberhäupter der wohlhabenden Bürger waren. Sie verloren ihr Ansehen und geriethen in eine solche Herabsetzung, daß ihre dreißig Liktores, wenn sie versammelt waren, alles abmachten, was eigentlich die Comitien nach Curien hätten thun sollen.

Die Eintheilung nach Centurien war der Aristokratie so günstig, daß man nicht gleich entdeckt, woher der Senat in den Comitien dieser Art, durch welche die Consuln, die Censoren und die andern curulischen obrigkeitlichen Personen gewählt wurden, nicht

immer die Oberhand behielt. Die erste Klasse begriff nemlich acht und neunzig von den hundert und drey und neunzig Centurien in sich, aus denen die sechs Klassen des römischen Volks bestanden, und die Stimmen wurden nach Centurien gezählt: daher überwog diese erste Klasse wirklich an Stimmenmehrheit alle andere. Waren alle ihre Centurien einstimmig, so nahm man sich nicht einmahl die Mühe, die übrigen Stimmen zu sammeln. Was die kleinste Anzahl entschieden hatte, galt für eine Entscheidung der Menge, und man kann sagen, daß in den Comitien nach Centurien, die Geschäfte mehr nach der Mehrheit der Thaler als der Stimmen abgemacht wurden.

Dieses Uebergewicht ward aber durch zwey Mittel gemildert. Erstlich gehörten gewöhnlich die Tribunen, allezeit aber eine große Menge der Plebejer zu der Klasse der

Reichen, und diese hielten dem Ansehen der Patricier in der ersten Klasse die Wage.

Das zweyte Mittel bestand darin, daß man nicht gleich die Centurien nach der Ordnung stimmen liefs, wobey man immer mit der ersten hätte anfangen müssen. Statt dessen bestimmte man eine durchs Loos, die allein die Wahl anstellte,*) und an einem andern Tage wiederholten alle Centurien nach ihrem Range dieselbe Wahl und bestätigten sie gewöhnlich. Auf diese Art entzog man dem Range den Einfluß des Beyspiels und übergab ihn, nach dem Grundgesetz der Demokratie, dem Loose.

Noch ein anderer Vortheil entsprang

*) Diese durchs Loos gewählte Centurie hiefs *praerogativa*, weil man sie zuerst um ihre Meinung befragte. Daher kommt das Wort *Prärogativ*.

aus diesem Gebrauch. Die Landbewohner hatten zwischen den beyden Wahlen Zeit, sich nach der Würdigkeit des Vorgeschnagten zu erkundigen, um ihre Stimme aus Gründen zu ertheilen. Unter dem Vorwande der Schnelligkeit gelang es aber, diesen Gebrauch abzuschaffen und die beyden Wahlen geschahen an einem Tage.

Die Comitien nach Stämmen waren die eigentliche Volksversammlung des römischen Volks. Sie wurden nur von den Tribunen zusammen berufen; in ihnen erwählte man diese Tribunen und erließ die Volksbeschlüsse. Der Senat befaß keinen Rang in denselben, ja er hatte nicht einmal das Recht, ihnen beyzuwohnen, und die Senatoren, Gesetzen unterworfen, über die sie nicht hatten stimmen können, waren in dieser Rücksicht weniger frey als die geringsten Bürger. Diese nachtheilige Ungerechtigkeit mußte allein

schon die Beschlüsse eines Körpers, dessen Glieder nicht alle an denselben Theil hatten, weniger gültig machen. Hätten auch alle Patricier, ihrem staatsbürgerlichen Rechte gemäß, diesen Comitien beygewohnt, so wären sie bey denselben doch nur bloße Privatleute gewesen, und würden keinen Einfluss bey einer Art zu stimmen gehabt haben, die nach den Köpfen geschah und wo der geringste Proletar so viel galt, als der Fürst des Senats.

Außer der Ordnung, die aus diesen verschiedenen Eintheilungen im Sammeln der Stimmen entstand, sieht man, daß sie nicht bloß auf gleichgültige Formen hinausliefen, sondern daß jede Wirkungen hatte, die der Absicht ihrer Einführung entsprachen.

Ohne darüber längere Erörterungen anzustellen, erhellt aus den obigen Untersuchungen, daß die Comitien nach Stämmen

der Volksregierung und die nach Centurien, der Aristokratie am günstigsten waren. Die Comitien nach Curien, bey denen bloß der Pöbel von Rom die Mehrheit ausmachte, begünstigten nur die Tyranney und die bösen Anschläge, sie mußten also wohl in übeln Ruf kommen. Selbst die Aufrührer mochten sich nicht eines Mittels bedienen, das ihre Entwürfe zu sichtbar machte. Es ist entschieden, das die Majestät des römischen Volks nur auf den Comitien nach Centurien ganz ruhte. Nur diese waren vollständig, da hingegen in denen nach Curien die Land-Tribus, und in denen nach Stämmen, der Senat und die Patricier fehlten.

Die Art die Stimmen zu sammeln, war bey den ersten Römern eben so einfach wie ihre Sitten, obgleich doch nicht in dem Grade wie zu Sparta. Jeder that seinen Ausspruch mit lauter Stimme und ein Schreiber

verzeichnete sie sogleich, Mehrheit der Stimmen entschied den Ausspruch des Volkes in jedem Stamm, so wie in den Curien und Centurien. Dieser Gebrauch war gut, so lange Rechtschaffenheit unter den Staatsbürgern herrschte und jeder sich schämte, einem ungerechten Vorschlage oder einem unwürdigen Gegenstande öffentlich seine Beystimmung zu geben. Wie aber das Volk verderbt wurde und man Stimmen kaufte, war es besser, daß man sie geheim gab, um die Käufer durchs Mistrauen zurückzuhalten, und den Betrügern einen Ausweg zu lassen, daß sie nicht Verräther würden.

Ich weiß, daß Cicero diese Abänderung tadelt und ihr zum Theil den Verfall der Republik zuschreibt. Ich fühle, welches Gewicht das Ansehen Ciceros hierbey haben müßte: aber ich kann doch nicht seiner Meinung beytreten. Im Gegentheil glaube ich,

dass man den Untergang dadurch beschleunigte, dass man nicht genug solcher Veränderungen traf. Wie die Diät der Gesunden sich nicht für Kranke schickt, muss man kein verderbtes Volk nach Gesetzen regieren wollen, die einem guten angemessen sind. Nichts bestätigt so sehr diesen Grundsatz, als die Dauer der Republik Venedig, deren Schattenbild noch da ist, bloß weil ihre Gesetze nur auf schlechte Menschen berechnet sind.

Man theilte also den Bürgern Täfelchen aus, durch welche jeder stimmen konnte, ohne dass man wusste, was seine Meinung wäre. Ferner führte man neue Förmlichkeiten zum Sammeln der Täfelchen ein, wie zum Zählen der Stimmen, der Vergleichung der Anzahl etc. aber demungeachtet ward die Treue der Beamten, die diesem Geschäfte vorstanden, oft verdächtig. Endlich machte

man, um den Ränken und dem Stimmenhöckern vorzubeugen, Edikte, deren Menge allein schon zeigt, wie unnütz sie waren.

In den letzten Zeiten war man oft gezwungen, seine Zuflucht zu außerordentlichen Mitteln zu nehmen, um der Unzulänglichkeit der Gesetze nachzuhelfen. Bisweilen erdichtete man Wunder: aber dieß Mittel betrog nur das Volk, nicht diejenigen, die es lenkten. Bisweilen berief man unvermuthet eine Versammlung, ehe die Bewerber Zeit gehabt hatten, Ränke zu schmieden; bisweilen verbrachte man eine ganze Sitzung bloß mit Sprechen hin, wenn man das bestochene Volk im Begriff sah, eine nachtheilige Parthey zu ergreifen: endlich aber umschlich der Ehrgeiz alles. Das Unglaubliche dabey ist, daß mitten unter so vielen Misbräuchen, dieß unermessliche Volk immer fortfuhr, unter der Begünstigung seiner alten Verord-

mungen, Obrigkeiten zu erwählen, Gesetze
zu erlassen, Proceſſe zu entſcheiden, private
und öffentliche Angelegenheiten zu beſorgen,
und zwar alles mit eben ſo vieler Leichtig-
keit, als der Senat ſelbſt es hätte thun können.

Fünftes Kapitel.

Vom Tribunate.

Wenn man keine genaue Proportion zwischen den constituirenden Theilen des Staates festsetzen kann, oder wenn unauflösbare Schwierigkeiten unaufhörlich das Verhältniß derselben verändern, so errichtet man eine besondere Obrigkeit, die nicht mit den übrigen einen Stand bildet, jedes Glied wieder in sein wahres Verhältniß rückt und ein Band oder Mittelglied zwischen dem Fürsten und dem Volke, oder zwischen dem Fürsten und dem Souverain, oder, wenn es nöthig ist, auf beyden Seiten zugleich vorstellt.

Dieser Stand, den ich das Tribunat nennen will, ist der Erhalter der Gesetze und

der gesetzgebenden Macht. Zuweilen dient er dazu, den Souverain gegen die Regierung zu beschützen, was die Volks-Tribunen zu Rom thaten; zuweilen die Regierung gegen das Volk zu unterstützen, wie jezt der Rath der Zehner zu Venedig thut; zuweilen dazu, das Gleichgewicht von beyden Seiten zu erhalten, was das Geschäft des Ephoren zu Sparta war.

Das Tribunat ist kein constituirender Theil des Gemeinwesens und muß weder an der gesetzgebenden noch an der ausübenden Gewalt Theil haben, und eben dadurch wird die seinige nur desto größer: denn da es selbst nichts zu thun vermag, kann es alles verhindern. Es ist heiliger und wird als Vertheidiger der Gesetze mehr verehrt wie der Fürst, der sie ausübt, und der Souverain, der sie ertheilt. Das sah man sehr deutlich zu Rom, als die stolzen Patricier,

die immer das ganze Volk verachteten, einem bloßen Beamten desselben, der weder Auspicien noch Gerichtsbarkeit hatte, nachgeben mußten.

Ein weislich gemildertes Tribunat ist die festeste Stütze einer guten Constitution, sobald es aber nur im geringsten zu viel Gewalt besitzt, wirft es alles übern Haufen. Der Schwäche ist es nicht fähig und wofern es nur überhaupt existirt, ist es nie weniger als es seyn soll.

Es artet in Tyranney aus, wenn es die ausübende Macht, zu deren Milderung es nur bestimmt ist, an sich reißt und die Gesetze, die es nur beschützen soll, selbst ertheilen will. Die ungeheure Macht der Ephoren die nicht gefährlich war, so lange Sparta die Reinheit seiner Sitten erhielt, beschleunigte die einmal begonnene Verderbnis derselben. Das Blut des Agis, den diese Tyrannen ermordeten, wurde von seinem

Nachfolger gerächet; das Verbrechen und die Bestrafung der Ephoren beschleunigte den Untergang der Republik in gleichem Grade, und nach Cleomenes war Sparta gar nichts mehr. Auf dieselbe Art gieng Rom unter; die unmäßige, stufenweis usurpirte Gewalt der Tribunen diente enelich, mit Hülfe der Gesetze, die für die Freyheit gemacht waren, den Zerstörern derselben, den Kaisern zur Schutzwehr. Der Rath der Zehner zu Venedig ist ein Blutgericht, gleich schrecklich den Patriciern, wie dem Volk. Weit entfernt, die Gesetze öffentlich zu beschützen, dient es nur dazu, nach ihrer Erniedrigung Streiche im Dunkeln zu führen, die man nicht wagt, zu bemerken.

Das Tribunat wie die Regierung, wird durch die Vermehrung seiner Glieder geschwächt, Anfangs gab es nur zween römische Volkstribunen, hernach fünf: als sie

selbst ihre Anzahl verdoppeln wollten, hinderte der Senat sie nicht daran, in der Gewissheit, künftig die einen durch die andern in Zaum halten zu können, was auch wirklich geschah.

Das beste Mittel den Anmaaßungen eines so fürchterlichen Standes vorzubeugen, ein Mittel, auf das noch keine Regierung verfallen ist, wäre, ihn nicht ununterbrochen fort dauern zu lassen, sondern Zwischenzeiten zu bestimmen, während deren er aufgehoben seyn müßte. Diese Zwischenzeiten müssen nicht so lang seyn, daß die Misbräuche Zeit haben einzuwurzeln: sie können durch die Gesetze so bestimmt werden, daß man sie im Nothfall durch außerordentliche Commissionen abkürzen kann.

Dieses Mittel scheint mir ohne Gefahr, denn da das Tribunat, wie ich gesagt habe, kein Theil der Constitution ist, kann es ohne

ihren Nachtheil aufgehoben werden. Es
scheint mir wirksam, weil eine kürzliche er-
neuerte Obrigkeit nicht von dem Punkte der
Macht ausgeht, den ihre Vorgängerin hatte,
sondern von demjenigen, den das Gesetz ihr
anweist,

die Gewalt der Gesetze nicht verändert, sondern nur die Form ihrer Verwaltung. Ist die Gefahr aber von der Art, daß ihre Abweh- rung durch die Formalität der Gesetze erschwert wird, so ernennt man ein höchstes Oberhaupt, das alle Gesetze zum Schweigen bringt und für einen Augenblick die souveraine Gewalt aufhebt. Der allgemeine Wille ist in einem solchen Falle nicht zweifelhaft, denn offenbar ist die vornehmste Absicht des Volks, daß der Staat nicht untergehen soll. Auf diese Weise schafft die Aufhebung der gesetzgebenden Macht sie nicht ab. Die obrigkeitliche Person, die sie zum Schweigen bringt, kann sie nicht sprechen lassen; sie gebietet über dieselbe, ohne sie repräsentiren zu können: sie kann alles thun, nur nicht Gesetze geben.

Das erste Mittel wandte der römische Senat an, wenn es den Consuln durch eine

geheiligte Formel auftrag, fürs Wohl der Republik zu sorgen. Das zweite fand Statt, wenn einer von den beyden Consuln einen Diktator^{*)} ernannte: ein Gebrauch, den Rom von Alba entlehnte.

Im Anfange der Republik nahm man sehr oft seine Zuflucht zur Diktatur, weil die Lage des Staates noch nicht fest genug war, um sich bloß durch die Kraft seiner Constitution zu erhalten. Da die Sitten damals viele Vorichtsmaafsregeln überflüssig machten, die zu einer andern Zeit nothwendig gewesen wären, so fürchtete man weder, daß ein Diktator seine Gewalt misbrauchen, noch daß er versuchen würde, sie über die bestimmte Zeit zu behalten. Im Gegentheil

^{*)} Diese Ernennung geschah in der Nacht und heimlich, als wenn man sich schämte, einen Menschen über die Gesetze zu erheben.

schien eine so ausgedehnte Macht dem Besitzer zur Last zu werden; er eilte so sehr, sie niederzulegen, als wenn es ein zu mühevoll und gefährliches Amt wäre, die Stelle der Gesetze zu vertreten.

Auch tadle ich den unbesonnenen Gebrauch dieser höchsten Würde in den ersten Zeiten, nicht wegen der Gefahr des Misbrauchs, sondern der Erniedrigung. Man verschwendete sie zu Wahlen, zu Einweihungen, zu bloßen Förmlichkeiten, und hätte daher fürchten müssen, daß sie in der Noth weniger furchtbar werden und man sich gewöhnen möchte, den Titel, der zu nichtigen Ceremonien angewandt wurde, selbst für nichtig anzusehen.

Gegen das Ende der Republik waren die Römer vorsichtiger geworden und giengen nun eben so unverständlich sparsam mit der Diktatorwürde um, als sie sie vorher ver-

schwendet hatten. Man konnte leicht einsehen, daß ihre Furcht ungegründet war, daß die Schwäche der Hauptstadt selbst sie gegen die Obrigkeiten, die sich in ihr aufhielten, sicher stellte, daß ein Diktator in gewissen Fällen die öffentliche Freyheit vertheidigen, nie aber sie angreifen konnte, und daß Roms Fessel nicht in Rom selbst, sondern in seinen Armeen geschmiedet werden würden. Der geringe Widerstand, den Marius dem Sylla, und Pompejus Cäsar leistete, zeigte deutlich, was man von der innern Autorität gegen die äussere Gewalt erwarten konnte.

Dieser Irrthum verleitete sie zu grossen Fehlern. Ein solcher war es zum Beyspiel, daß sie bey dem Vorfalle mit Catilina nicht einen Diktator ernannten. Denn da es nur auf das Innere der Stadt und höchstens auf eine Provinz Italiens ankam, so hätte ein

Diktator durch die gränzenlose Gewalt, die ihm die Gesetze gaben, sehr leicht die Verschwörung zernichtet, was jetzt nur ein Zusammenfluß glücklicher Zufälle, die keine menschliche Klugheit erwarten konnte, bewirkte.

Statt dessen begnügte sich der Senat, seine ganze Gewalt den Consuln zu übertragen. Die Folge davon war, daß Cicero, um wirksam zu handeln, sich gezwungen sah, diese Gewalt in einem wichtigen Punkte zu überschreiten, und obgleich man in den ersten Aufwallungen der Freude, sein Betragen willigte, forderte man ihm doch mit Recht in der Folge Rechenschaft ab, über das Bürgerblut, daß er gegen die Gesetze vergossen hatte: ein Vorwurf, den man einem Diktator nicht hätte machen können. Aber die Beredsamkeit des Consuls riß alles hin, und da er selbst, obgleich er Römer

war, seinen Ruhm mehr liebte als das Vaterland, suchte er nicht sowohl das gesetzlichste und sicherste Mittel das Vaterland zu retten, als vielmehr alle Ehre bey diesem Vorfalle allein zu erlangen. *) Auch wurde er mit Recht als Befreyer Roms verehrt, und als Verletzer der Gesetze bestraft. So glänzend seine Zurückberufung ausfiel, war sie doch gewiss nur eine Gnade.

Auf welche Art übrigens dieser wichtige Auftrag ertheilt werden mag, so liegt daran viel, die Dauer desselben auf eine sehr kurze Zeit zu beschränken, die nie muß verlängert werden können. In den Krisen, die ihn veranlassen, wird der Staat schnell zerstört oder

*) Das war ihm nicht gewiss, wenn er einen Diktator vorschlug. Sich selbst zu ernennen wagte er nicht, und ob sein Kollege ihn ernennen würde, konnte er nicht mit Sicherheit wissen.

gerettet, und ist die dringende Noth vorüber, so wird die Diktatur tyrannisch oder unnütz. In Rom wurden die Diktatoren nur auf sechs Monate eingesetzt, und die meisten dankten vor Verlauf derselben ab. Wenn der Zeitraum länger gewesen wäre, vielleicht hätten sie versucht, ihn noch mehr auszudehnen, wie die Decemvirs es mit ihrem Jahre machten. Der Diktator hatte nur so viel Zeit, der Noth abzuhelpen, die seine Wahl verursacht hatte, aber nicht, an andere Entwürfe zu denken.

Siebentes Kapitel.

Von der Censorwürde.

Wie die Erklärung des allgemeinen Willens durch das Gesetz geschieht, wird das öffentliche Urtheil durch die Censur gesprochen. Die öffentliche Meinung ist die Art von Gesetz, deren Vollstrecker der Censor ist, und die er, wie der Fürst, nur auf einzelne Fälle anwendet.

Weit entfernt also, daß das censorische Tribunal Richter über die Meinung des Volkes sey, soll es sie nur erklären und sobald es sich von ihr entfernt, sind seine Erklärungen nichtig und ohne Kraft.

Es ist überflüssig, die Sitten einer Nation von den Gegenständen ihrer Verehrung

zu unterscheiden, denn alles dieses hängt von einer Grundursache ab und fließt unausbleiblich zusammen. Bey allen Völkern der Erde entscheidet nicht die Natur sondern die Meinung über die Wahl ihrer Vergnügungen. Verbeffert die Meinungen der Menschen, und ihre Sitten werden von selbst reiner werden. Allezeit liebt man das Schöne oder was man dafür ansieht: aber eben in dieser Beurtheilung irrt man sich, und sie muß also geleitet werden. Wer über die Sitten urtheilt, urtheilt über die Ehre, und wer über Ehre urtheilt, folgt dem Gesetz der Meinung.

Die Meinungen eines Volks fließen aus seiner Verfassung. Obgleich das Gesetz nicht die Sitten anordnet, so bringt die Gesetzgebung sie doch hervor. Verliert diese ihre Kraft, so arten die Sitten aus: aber dann wird das Urtheil des Censors nicht bewirken

können, was die Gewalt der Gesetze nicht bewirkt hat.

Hieraus folgt, daß die Censur nützlich seyn kann, die Sitten zu erhalten, aber nicht, sie wieder herzustellen. Setzt Cenforen ein, so lange die Gesetze noch kraftvoll sind. Sobald dieß nicht mehr Statt findet, ist alles verloren. Nichts Gesetzliches hat mehr Kraft, wenn die Gesetze sie nicht mehr haben.

Die Censur erhält die guten Sitten, indem sie die Meinungen gegen Verderbnis schützt, ihre Rechtlichkeit durch weise Anwendungen erhält und zuweilen ihnen Bestimmtheit giebt, wenn sie schwankend sind. Der Gebrauch der Sekundanten bey den Zweykämpfen, den man in Frankreich bis zur Raserey trieb, wurde daselbst bloß durch diese Worte eines königlichen Edikts abgeschafft. „Was diejenigen betrifft, die so feige sind, Sekundanten zu wählen cte.“

Dieſs Urtheil griff dem öffentlichen vor, und beſtimmte es mit einem Male. Als dieſe Edikte aber auch den Zweykampf überhaupt für eine Feigheit erklären wollten (was er wirklich iſt, *) wofür ihn aber die gewöhnliche Meinung nicht hält), ſo ſpottete das Publikum über dieſe Entſcheidung, da ſein Urtheil ſchon gefällt war.

Ich habe an einem andern Orte **) geſagt, weil die öffentliche Meinung keinem Zwange unterworfen iſt, müſte das Tribunal,

*) *Denn warum ſchlägt man ſich, ſtatt ſeiner Bürgerpflicht gemäß, beym Geſetze Schutz zu ſuchen? Weil man die Strafe die das Vorurtheil verhängt, mehr fürchtet, als die des Geſetzes. Aus Furcht ſeine Pflicht brechen, iſt doch wohl kein Beweis des Muthes?* D. U.

**) *In dem Briefe an D'Alembert.*

das sie repräsentiren soll, keine Spur davon zeigen.

Man kann nicht genug bewundern, mit welcher Kunst diese Triebfeder, die bey den Neuern ganz verloren ist, bey den Römern, und noch mehr bey den Spartanern, wirksam gemacht ward. Ein Mensch von übeln Sitten hatte zu Sparta in der Volksversammlung einen guten Vorschlag gethan: ohne ihn der Aufmerksamkeit zu würdigen, ließen die Ephoren einen tugendhaften Bürger dasselbe vorschlagen. Welche Ehre erzeugte man hier dem einen, und welche Weisung gab man dem andern, ohne Lob oder Tadel zu spenden! Einige Trunkenbolde aus Samos *) hatten den Rich-

*) *Sie waren aus einer andern Insel, welche die Delikatesse der französischen Sprache bey dieser Gelegenheit zu nennen verbeut. (Wahrscheinlich Chios.)*

stuhl der Ephoren besudelt: am folgenden Tage ward den Samiern durch ein öffentliches Edikt erlaubt, unsauber zu seyn. Eine wirkliche Züchtigung wäre nicht so streng gewesen, als diese Ungestraftheit. Wenn Sparta entschieden hat, was anständig sey oder nicht, sucht Griechenland kein weiteres Urtheil.

Achtes Kapitel.

Von der staatsbürgerlichen Religion.

Anfangs hatten die Menschen keine andern Könige als die Götter, und keine andere Regierung als die theokratische. Sie schlossen wie Kaligula, und damals schlossen sie richtig. Nur nach einer langen Umwandlung der Gefühle und Begriffe, kann man sich entschliessen, seines Gleichen als Herr anzuerkennen und sich schmeicheln, dass man sich dabey wohl befinden werde.

Schon daraus, dass man Gott an die Spitze jeder politischen Gesellschaft stellte, folgte, dass es so viel Götter als Völker gab. Zwey Völker, die einander fremd und

fast beständig Feinde waren, konnten nicht lange einen Herrn anerkennen: zwei Armeen, die sich eine Schlacht liefern, können nicht einem Feldherrn gehorchen. So entstand aus den Nationalzwisten die Vielgötterey, und aus dieser entsprangen die theologische und bürgerliche Intoleranz, die ihrem Wesen nach eins sind, wie hernach wird gezeigt werden.

Die Einbildung der Griechen, daß sie ihre Götter bey den barbarischen Völkern wieder fänden, kam aus jener, die sie verleitete, sich für die natürlichen Oberherrn dieser Völker anzusehen. Zu unsern Zeiten aber ist die Gelehrsamkeit sehr lächerlich, die sich mit der Identität der Götter verschiedener Nationen beschäftigt: als wenn Moloch, Saturn und Chronos ein Gott seyn könnten; als wenn der Baal der Phönizier, der Zeus der Griechen und der Jupiter der

Lateiner eins und dasselbe wären; als wenn chimärischen Wesen etwas Gemeinschaftliches bleiben könnte, sobald sie verschiedene Namen haben. *)

Fragt man etwa, woher im Heidenthume, wo jedes Volk seinen besondern Gottesdienst und seine besondern Götter hatte, doch keine Religionskriege entstanden? Ich antworte, eben daher, weil jedes Volk eben sowohl seinen eignen Gottesdienst, als eine eigene Regierung hatte, und also seine Götter nicht von seinen Gesetzen unterschied. Der poli-

*) *Es kommt darauf an, was man unter der Identität jener Gottheiten versteht. Einerley seyn konnten sie freylich nicht, da sie gar nicht waren. Einerley Begriffe haben die verschiedenen Völker aber offenbar unter diesen verschiedenen Namen personificirt. d. U.*

tische Krieg war auch ein theologischer; die Gebiete der Götter waren, so zu sagen, durch die Gränzen der Nationen bestimmt. Der Gott des einen Volkes hatte kein Recht über die andern Nationen. Die Götter der Heiden waren nicht eifersüchtig: sie theilten die Herrschaft der Welt unter sich. Selbst Moses und das hebräische Volk folgten zuweilen dieser Vorstellung, indem sie von dem Gotte Israels sprachen. Es ist wahr, die Götter der Cananiter sahen sie für nichtig an, denn diese Völker waren im Bann, der Vernichtung geweiht und sollten ihnen ihre Stelle abtreten: aber man sehe, wie sie von den Gottheiten der benachbarten Völker, die sie nicht angreifen durften, sprachen: „Besitzt ihr nicht mit Recht,“ sagte Jephtha zu den Ammonitern, „was eurem Gotte Chamos gehört? Mit eben dem Rechte besitzen wir das Land, das unser siegreiche Gott uns

„erworben hat.“ *) Hier, dünkt mich, ist eine völlig anerkannte Gleichheit unter den Rechten des Chamos und den Rechten des Gottes Israel.

Als aber die Juden, wie sie den Königen von Babylon und hernach den Königen von Syrien unterworfen waren, harthäckig dabey bleiben wollten, keinen andern Gott als den ihrigen anzuerkennen, ward diese Weigerung für eine Empörung gegen den Sieger angesehen und zog ihnen die Verfolgungen zu, die man in ihrer Geschichte liest und von denen man, vor der christlichen Religion, kein anderes Beyspiel sieht. **)

Jede Religion hängt demnach bloß von

*) *Nonne ea quae possidet Chamos Deus tuus, tibi jure debentur? sagt die Vulgata.*

**) *Es ist völlig entschieden, daß der phoenfische Krieg, den man den heiligen nennt,*

den Gesetzen des Staates ab, der sie vorschrieb: daher giebt es keine bessere Art, ein Volk zu bekehren, als dass man es unterjocht, und keine wirksamern Missionarien, als die Eroberer. Die Verpflichtung, seinen Gottesdienst abzuändern, ist das Gesetz der Besiegten: man musste also gesiegt haben, um davon zu sprechen. Weit entfernt, dass die Menschen für die Götter gekämpft hätten, stritten diese, wie im Homer, für die Menschen. Jeder forderte von dem seinigen den Sieg und bezahlte ihn durch neue Altäre. Ehe die Römer einen Ort in Besitz nahmen, forderten sie die Götter desselben auf, ihn zu verlassen. Den Tarentinern liessen sie ihre erzürnten Götter, aber bloß weil sie

kein Religionskrieg war. Heiligthumsschänder bestrafen wollte man, nicht Ungläubige unterwerfen.

glaubten, diese Götter wären den ihrigen unterworfen und gezwungen, ihnen zu huldigen: sie ließen den Ueberwundenen ihre Götter, wie sie ihnen ihre Gesetze ließen. Oft war eine Krone für den capitolinischen Jupiter, der einzige Tribut, den sie erhoben.

Mit ihrer Herrschaft verbreiteten die Römer auch ihren Gottesdienst und ihre Götter; oft aber nahmen sie selbst beyde von den Ueberwundenen an und schenkten den Gottheiten, wie den Nationen, das Bürgerrecht. Dadurch bekamen die Völkerschaften dieses weiten Reichs allmählig eine Menge von Göttern und Arten des Gottesdienstes, die sich überall fast gleich waren, und das Heidenthum ward endlich in der ganzen Welt eine und dieselbe Religion.

Unter diesen Umständen stiftete Jesus auf der Erde ein geistiges Königreich, welches das theologische System von dem politischen

trennte, die Einheit des Staates zerriss und innere Spaltungen veranlafste, die nie aufgehört haben, die christlichen Völker zu beunruhigen. Da nun diese neue Idee eines überirdischen Königreichs nie in den Kopf der Heiden Eingang finden konnte, betrachteten sie die Christen immer als wahre Empörer, die bey einer heuchlerischen Unterwürfigkeit, nur Gelegenheit suchten, sich unabhängig und zu Herren zu machen, und auf eine geschickte Art die Gewalt an sich zu reißen, die sie bey ihrer Schwäche zu verehren vorgaben. Das war die Ursache der Verfolgungen.

Was die Heiden gefürchtet hatten, geschah, und gleich verwandelte alles seine Gestalt. Die demüthigen Christen veränderten ihre Sprache und bald sah man das vorgeblich überirdische Königreich auf der Erde

selbst, unter einem sichtbaren Oberhaupte, den gewaltsamsten Despotismus werden.

Weil es indeffen immer einen Fürsten und bürgerliche Gesetze gegeben hat, ist aus dieser doppelten Macht ein beständiger Kampf der Gerichtsbarkeiten entstanden, der in den christlichen Staaten jede gute Policirung unmöglich machte: niemals hat man ausmachen können, ob man dem Herrn oder dem Priester Gehorsam schuldig wäre.

Zwar hatten verschiedene Völker, selbst in Europa oder seiner Nachbarschaft, das alte System erhalten oder wieder herstellen wollen: aber ohne Erfolg. Der Geist des Christianismus hat alles unterjocht. Immer blieb, oder es wurde doch wieder, der geheiligte Gottesdienst unabhängig vom Souverain und hatte nicht die nothwendige Verbindung mit dem Staatskörper. Mahomet machte sehr weise Entwürfe. Er wufste sehr guten Zu-

sammenhang in sein politisches System zu bringen, und so lange seine Regierung unter den Califen, seinen Nachfolgern, ihre erste Form behielt, herrschte Einheit in demselben und es war gut, in dieser Hinsicht. Als aber das arabische Volk blühend, gelehrt, gebildet, weichlich und feige geworden war, ward es von Barbaren unterjocht. Damals begann die Trennung zwischen den beyden Mächten. Obgleich sie bey den Mahometanern weniger sichtbar ist, als bey den Christen, herrscht sie doch daselbst, besonders bey der Sekte des Ali. Es giebt Staaten, wie Persien, wo sie nie aufhört, sich zu zeigen.

Unter uns haben sich die Könige von England zu Oberhäuptern der Kirche aufgeworfen und die Czaare haben es eben so gemacht: aber durch diesen Titel sind sie nicht sowohl Herrn als Staatsbediente derselben geworden. Nicht eigentlich das Recht

sie zu verändern, nur die Gewalt sie zu erhalten, haben sie erworben. Sie sind nicht die Gesetzgeber sondern die Fürsten derselben. Ueberall wo die Geistlichkeit einen Stand ausmacht, *) herrscht sie in ihrem Vater-

*) Man muss wohl merken, dass nicht die förmlichen Versammlungen, wie sie in Frankreich Statt haben, sondern die Communion der Kirchen die Geistlichkeit in einen Stand verbindet. Die Communion und die Excommunication sind der gesellschaftliche Vertrag der Geistlichkeit, ein Vertrag durch den sie immer die Völker und Könige beherrschen wird. Alle Priester, die eine gemeinschaftliche Communion haben, sind Mitbürger, und stammten sie auch von den beyden Enden der Welt her. Diese Erfindung ist ein Meisterstück der Politik. Bey den heidnischen Priestern fand man nichts Aehnliches: auch haben sie nie einen geistlichen Stand gebildet.

lande und giebt Gesetze. In England und in Rußland sind also, wie überall, zwey Mächte, zwey Souverains.

Der Philosoph Hobbes ist der einzige von allen christlichen Schriftstellern, der das Uebel und das Gegenmittel recht eingesehen und den Vorschlag gewagt hat, die beyden Köpfe des Adlers wieder zu verbinden und alles zu einer politischen Einheit zurückzuführen, ohne welche weder der Staat noch die Regierung je eine gute Verfassung haben kann. Er hat aber einsehen müssen, daß der herrschende Geist des Christianismus sich nicht mit seinem Systeme vertrüge, und daß der Eigennutz des Priesters immer das Wohl des Staates überwiegen würde. Nicht das Abscheuliche und Falsche seiner Politik, sondern das Wahre und Gerechte in derselben machte sie verhaßt.*)

*) Man sehe unter andern in einem Briefe

Ich glaube, wenn man die historischen Vorfälle unter diesem Gesichtspunkte entwickelte, könnte man sehr leicht Bayles und Warburtons entgegengesetzte Meinungen widerlegen. Der erste behauptet, daß keine Religion dem Staatskörper nützlich ist; der andere, erklärt den Christianismus für die sicherste Stütze desselben. Jenem könnte man beweisen, daß nie ein Staat gegründet ward, dem nicht Religion zur Grundlage diene, und diesem, daß das christliche Gesetz im Grunde der festen Staatsverfassung mehr schädlich als nützlich ist. Um mich ganz

von Grotius an seinen Bruder, v. 11 April 1643. was dieser gelehrte Mann in dem Buche de Cive billigt und was er tadelt. Es ist wahr, zur Nachsicht geneigt, scheint er dem Verfasser das Gute wegen des Bösen zu verzeihen: aber nicht jedermann ist so gnadenvoll.

verständlich zu machen, muß ich nur die schwankenden Begriffe von Religion, so weit sie sich auf meinen Gegenstand beziehen, genauer bestimmen.

Die Gesellschaft kann entweder eine allgemeine oder eine Privat-Gesellschaft seyn: in Rücksicht auf sie, kann auch die Religion in zwey Arten getheilt werden, nemlich in die Religion des Menschen und die des Staatsbürgers. Die erste hat weder Tempel, noch Altäre, noch Riten; sie beschränkt sich auf die bloße innere Verehrung des höchsten Wesens und auf die ewigen Pflichten der Moral: sie ist die reine und einfache Religion des Evangeliums, der wahre Deismus; man könnte sie das göttliche Naturrecht nennen. Die andere gilt nur einem Lande, und giebt diesem seine Götter, seine eigenthümlichen und schützenden Vorsteher. Sie hat ihre Glaubenssätze, ihre Gebräuche, ihre äußere

durch die Gesetze bestimmte Art der Verehrung. Außer der einzigen Nation, die sich zu ihr bekennt, ist ihr alles ungläubig, fremd, barbarisch; sie läßt die Pflichten und Rechte des Menschen nur so weit gehen, als ihre Altäre reichen. So waren alle Religionen der ersten Völker, man konnte sie das göttliche oder positive Civilrecht nennen.

Man findet noch eine dritte abgeschmacktere Art von Religion, welche den Menschen zwey Gesetzgebungen zwey Oberhäupter, ein doppeltes Vaterland giebt, sie widersprechenden Pflichten unterwirft und es ihnen unmöglich macht, zugleich andächtig und Staatsbürger zu seyn. Eine solche ist die Religion der Lama, und die japanesische; eine solche ist auch der römische Christianismus, den man die Priester-Religion nennen kann. Aus ihnen entspringt eine Art von vermischem

und ungeselligem Rechte, das keinen Namen hat.

Betrachtet man diese drey Arten von Religionen in politischer Hinsicht, so haben sie alle ihre Gebrechen. Die dritte ist so offenbar schlecht, daß es Zeitverlust wäre, es beweisen zu wollen. Alles was die gesellschaftliche Einheit zerreißt, taugt nichts; alle Einrichtungen, die den Menschen mit sich selbst in Widerspruch setzen, taugen nichts.

Die zweyte hat das Gute, daß sie die Gottesverehrung mit der Liebe zu den Gesetzen vereinigt; sie macht das Vaterland zum Gegenstand der Verehrung und lehrt dadurch die Staatsbürger, dem Staate nützen, heiße seinem Schutzgotte dienen. Sie ist eine Art von Theocratie, in der man keinen andern Pontifex haben muß, als den Fürsten, keine andern Priester, als die obrigkeitlichen Personen. Dann heißt fürs Vater-

land sterben, Märtyrer werden; die Gesetze brechen, ein Gottloser seyn; und der Schuldige, den man dem öffentlichen Abscheu übergiebt, wird dem Zorn der Götter geweiht: facer esto!

Darin aber ist sie nachtheilig, dafs sie sich auf Irrthum und Lügen gründet, dafs sie also die Menschen betrügt, sie leicht zu täuschen und abergläubisch macht und die wahre Verehrung der Gottheit in ein nichtiges Cerimoniel verkehrt. Auch das Nachtheilige hat sie, dafs, wenn sie einmal allein geltend und tyrannisch geworden ist, sie das Volk blutdurstig und undulnd macht: durch sie athmet es nur Mord und Metzelung und glaubt eine heilige Handlung zu begehen, wenn es jeden tödtet, der nicht an seine Götter glaubt. Ein solches Volk geräth in einen natürlichen Kriegstand mit allen andern, und das schadet in hohem Grade seiner eigenen Sicherheit.

Es bleibt also nur noch die Religion des Menschen oder der Christianismus übrig, nicht der jetzige, sondern der, den das Evangelium predigt, und der von jenem ganz verschieden ist. Durch diese heilige, erhabene, wahre Religion werden die Menschen alle Kinder eines Gottes, erkennen sich alle für Brüder, und selbst der Tod löset den Bund nicht auf, der sie verknüpft.

Aber diese Religion hat keine besondere Beziehung auf den politischen Körper: daher läßt sie zwar den Gesetzen die Kraft, die sie aus sich selbst ziehen, aber sie giebt ihnen keine neue, und dadurch geht eines der wichtigen Bande der besondern Gesellschaft verloren. Noch vielmehr, weit entfernt, die Herzen der Bürger an den Staat zu knüpfen, reißt sie sie von demselben los, wie von allen irdischen Dingen. Ich kenne nichts,

daß dem gesellschaftlichen Geiste mehr entgegen wäre.

Man sagt uns, ein Volk von wahren Christen würde die vollkommenste Gesellschaft seyn, die man sich denken könnte. Ich sehe nur eine große Schwierigkeit bey dieser Behauptung, nemlich, daß eine Gesellschaft von wahren Christen nicht mehr eine Gesellschaft von Menschen wäre.

Ich sage sogar, diese angenommene Gesellschaft würde, mit aller ihrer Vollkommenheit, weder stark noch dauerhaft seyn. Eben dadurch, daß sie vollkommen wäre, hätte sie keinen Zusammenhang. Das Gebrechen, das sie zerstören würde, läge in ihrer Vollkommenheit selbst.

Jeder würde seine Pflicht erfüllen: das Volk würde den Gesetzen gehorsam, die Oberhäupter gerecht und milde, die Obrigkeiten rechtschaffen und unbestechlich seyn, die Sol-

daten würden den Tod verachten, und Eitelkeit und Luxus gäbe es nicht. Alles das ist sehr gut, aber wir wollen weiter sehn.

Der Christianismus ist eine ganz geistige Religion und beschäftigt sich nur mit himmlischen Dingen: das Vaterland des Christen ist nicht von dieser Welt. Er thut seine Pflicht, es ist wahr, aber er thut sie mit einer tiefen Gleichgültigkeit über den guten oder schlechten Erfolg seiner Bemühungen. Wenn er sich nur nichts vorzuwerfen hat, liegt ihm wenig daran, ob hienieden alles gut oder schlecht gehe. Ist der Staat blühend, so wagt er kaum, der allgemeinen Glückseligkeit zu genießen; er fürchtet durch den Ruhm seines Landes stolz zu werden. Geräth der Staat in Verfall, so segnet er die Hand Gottes, die sein Volk züchtiget.

Sollte die Gesellschaft friedlich seyn und die Harmonie fortdauern, so müßten alle

Staatsbürger, ohne Ausnahme, gleich gute Christen seyn. Fände sich aber unglücklicher Weise ein einziger Ehrgeiziger, ein einziger Heuchler, ein Catilina zum Beyspiel, ein Cromwell, so würde dieser mit seinen gottseligen Landsleuten leichtes Spiel haben. Die christliche Liebe erlaubt nicht leicht, von seinem Nächsten Böses zu denken. Sobald er, durch irgend eine List das Mittel gefunden hat, sie zu täuschen und einen Theil der öffentlichen Gewalt an sich zu bringen, ist er ein in seiner Würde bestätigter Mann: Gott will, daß man ihn ehre. Bald bildet er eine eigne Macht: Gott will, daß man ihm gehorche. Misbraucht er sie etwa, so ist er die Ruthe, mit der Gott seine Kinder straft. Man würde wider sein Gewissen handeln, wenn man den Usurpateur verjagte. Man müßte die öffentliche Ruhe stören, Gewalt brauchen, Blut vergießen, und alles

das stimmt nicht mit der christlichen Sanftmuth überein. Was liegt auch am Ende daran, ob man in diesem Jammerthale frey oder Sklave sey? Die Hauptsache ist, in den Himmel zu gelangen und das Dulden ist nur ein Mittel mehr dazu.

Entsteht ein auswärtiger Krieg? Die Staatsbürger gehen willig zur Schlacht, keiner denkt an die Flucht. Sie thun ihre Pflicht, aber ohne Begierde nach Sieg: sie wissen besser zu sterben als zu siegen. Was liegt daran, ob sie Sieger oder Besiegte sind? Weis die Vorsehung nicht am besten, was zu ihrem Heile dient? Man denke, welche Vortheile ein stolzer, ungestümer, leidenschaftlicher Feind aus ihrem Stoicismus ziehen kann! Stellt ihnen diese hochherzigen Völker gegenüber, die eine brennende Liebe zum Ruhm und zum Vaterlande entflammte; laßt eure christliche Republik mit Sparta oder

Rom zu thun haben: eure gottseligen Christen werden geschlagen, zerschmettert, vernichtet seyn, ehe sie Zeit hatten sich zu befinden, oder sie werden ihre Erhaltung nur der Verachtung verdanken, die ihr Feind gegen sie empfinden wird. Es war, nach meinem Gefühl, ein schöner Eid, den die Soldaten des Fabius leisteten. Sie schwuren nicht, zu sterben oder zu siegen; sie schwuren, als Sieger zurück zu kehren und erfüllten ihren Eid. Nie hätten Christen einen solchen abgelegt: sie hätten geglaubt, Gott zu versuchen.

Aber ich irre mich, wenn ich eine „christliche Republik“ sage: jedes von diesen Worten schließt das andere aus. Der Christismus predigt nur Knechtschaft und Abhängigkeit. Sein Geist ist der Tyranney zu günstig, als daß sie ihn nicht immer benutzen sollte. Die wahren Christen sind dazu

geschaffen, Sklaven zu seyn. Sie wissen es, und lassen sich es nicht leid seyn, denn dieses kurze Leben hat zu wenig Werth in ihren Augen. *)

Die christlichen Truppen, sagt man uns, sind vortrefflich. Ich läugne es. Man zeige uns welche? Was mich betrifft, ich kenne keine christliche Truppen. Man wird die Kreuzzüge anführen. Ohne über die Tapferkeit der Kreuzfahrer zu streiten, merke ich nur an, daß sie, weit entfernt Christen zu seyn, nur Priesterfoldaten waren, Staatsbürger der Kirche. Sie schlugen sich für das geistliche Gebiet derselben, das sie, man weiß nicht wie, in ein zeitliches verwandelt

**) Da hier von Leuten die Rede ist, die nirgend existiren, so wird man hoffentlich nichts Anzügliches in diesen Behauptungen finden.*

D. U.

hatte. Genau genommen, gehört der ganze Vorgang zum Heidenthume: denn da das Evangelium keine National-Religion einsetzt, ist kein heiliger Krieg bey den Christen möglich.

Unter den heidnischen Kaisern waren die christlichen Soldaten muthig: das versichern alle christlichen Schriftsteller, und ich glaube es. Sie wetteiferten, der Ehre wegen, mit den heidnischen Truppen. So bald die Kaiser Christen waren, hörte dieser Wetteifer auf, und als des Kreuz den Adler verjagt hatte, verschwand die römische Tapferkeit.

Ohne uns aber bey diesen politischen Betrachtungen länger aufzuhalten, wollen wir zum Recht zurückkehren und über diesen wichtigen Punkt Grundsätze festsetzen. Das Recht, welches der gesellschaftliche Vertrag dem Souverain über die Unterthanen giebt, überschreitet, wie ich gesagt habe, nicht

die Gränzendes öffentlichen Nutzens. *) Die Unterthanen sind dem Souverain also keine Rechenschaft von ihren Meinungen schuldig, als in so ferne diese Meinungen der Gesellschaft wichtig sind. Nun liegt dem Staate freilich daran, daß jeder Staatsbürger eine solche

*) In der Republik, sagt der Marquis d'Argenson, ist jeder vollkommen frey, in allem, was andern nicht schadet. Das ist die unveränderliche Schranke: man kann sie nicht genauer bestimmen, Ich habe mir nicht das Vergnügen versagen können, dieß Manuscript, obgleich es dem Publikum nicht bekannt ist, zuweilen anzuführen, um dem Andenken eines erhabenen und verehrungswerthen Mannes Ehre zu machen, der das Herz eines wahren Staatsbürgers und redliche und gesunde Pläne in Betref der Regierung seines Vaterlandes bis ins Ministerium mitnahm.

Religion habe, die ihm Liebe zu seinen Pflichten einflösse: aber die Glaubenssätze dieser Religion gehen weder den Staat noch seine Glieder weiter an, als sie sich auf die Sittenlehre beziehen, und auf die Pflichten, die der Bekenner derselben gegen andre zu erfüllen schuldig ist. Ueberdem kann jeder glauben was ihm beliebt, ohne daß es dem Souverain zukommt, darüber abzusprechen. Denn da es in der andern Welt keine Gerichtsbarkeit giebt, so geht ihn das nichts an, wie das Schicksal der Unterthanen im künftigen Leben seyn wird, wenn sie nur in diesem gute Staatsbürger sind.

Es giebt also ein rein bürgerliches Glaubenssystem, dessen Punkte der Souverain zu bestimmen berechtigt ist, nicht eigentlich als Religionslehren, sondern als Gefinnungen der Geselligkeit, ohne welche es unmöglich ist, ein guter Staatsbürger oder treuer Unterthan

zu feyn.*) Ohne jemand zwingen zu können, daß er sie glaube, kann er jeden, der sie nicht glaubt, aus dem Staate verbannen, und zwar nicht als einen Gottlosen, sondern als einen, der nicht in die Gesellschaft paßt, weil er unfähig ist, Gesetze und Gerechtigkeit zu lieben und im Nothfalle sein Leben der Pflicht aufzuopfern. Hat jemand diese Lehrrsätze öffentlich anerkannt und trägt

*) Als Cäsar den Catilina vertheidigte, suchte er den Lehrsatz von der Sterblichkeit der Seele geltend zu machen. Um ihn zu widerlegen, hielten Cato und Cicero sich nicht dabey auf, zu philosophiren. Sie begnügten sich zu beweisen, daß Cäsar als ein schlechter Staatsbürger spräche und eine Lehre vorträge, die dem Staate nachtheilig wäre. Das, und nicht eine theologische Frage, war es auch wirklich, worüber der römische Senat urtheilen sollte.

sich, als wenn er sie nicht glaubte, so wird er mit Recht mit dem Tode bestraft: er hat das grösste aller Verbrechen begangen: er hat den Gesetzen gelogen.

Die Lehrrsätze der bürgerlichen Religion müssen einfach, nicht zahlreich, mit Bestimmtheit ausgedrückt seyn, und weder Erklärungen noch Commentare haben. Die positiven Lehrrsätze sind: das Daseyn einer mächtigen, erleuchteten, wohlthätigen, vorhersehenden und waltenden Gottheit; ein künftiges Leben; das Glück der Gerechten; die Bestrafung der Boshaften; die Heiligkeit des gesellschaftlichen Vertrags und der Gesetze. Die negativen schränke ich auf einen einzigen ein: die Unduldsamkeit. Sie gehört in die Arten des Gottesdienstes, die wir verwerfen.

Nach meiner Meinung irrt man sich, wenn man die bürgerliche und die theologische Un-

duldsamkeit von einander unterscheidet. Sie sind unzertrennbar. Es ist unmöglich, mit Leuten, die man für verdammt hält, friedlich zu leben; sie lieben, hiesse Gott hassen, der sie straft. Man muß sie durchaus bekehren oder peinigen. Ueberall, wo theologische Intoleranz herrscht, ist es unmöglich, daß sie nicht irgend eine bürgerliche Wirkung habe, *)

*) Die Heurath z. B. hat, als bürgerlicher Vertrag, bürgerliche Wirkungen, ohne welche sogar die Gesellschaft unmöglich bestehen kann. Wir wollen nun annehmen, es gelänge der Geistlichkeit, sich das Recht anzumaassen, allein diese Verhandlung zu schliessen, ein Recht das sie nothwendig in jeder unduldsamen Religion an sich reißen muß. Ist es nicht klar, daß wenn sie dann zu rechter Zeit das Ansehen der Kirche geltend macht, das Ansehen des Fürsten vernichtet werden muß? Er wird keine Unterthanen

und so bald das geschieht, ist der Souverain, selbst im Weltlichen, nicht mehr Souverain, die Priester sind von dem Augenblicke an die wahren Herrn und die Könige sind nichts als ihre Beamte.

haben, als welche die Geistlichkeit ihm gütigst geben will: denn von ihr hängt es ab, die Leute zu verheurrathen oder nicht, nachdem sie diesen oder jenen Lehrsatz haben oder nicht; nachdem sie dieß oder jenes Formular annehmen oder verwerfen; nachdem sie ihr mehr oder weniger ergeben sind. Benimmt sie sich klug und ist sie standhaft, so ist es offenbar, daß sie allein über Erbschaften, Aemter und Bürger schalten wird, ja sogar über den Staat selbst, der nicht bestehen kann, wenn er bloß aus Bastarden zusammengesetzt ist. Aber dann, könnte man sagen, wird man die Misbräuche rügen, sie anhängig machen, Befehle erlassen,

Gegenwärtig, da es keine ausschliessende National-Religionen giebt oder geben kann, muss man alle dulden, welche selbst gegen die andern Duldsamkeit üben, so lang nemlich ihre Lehrrsätze nicht den Pflichten des Staatsbürgers widersprechen. Wer aber zu sagen wagt: „Ausser der Kirche giebt es kein Heil!“ muss aus dem Staate gejagt werden, wofern nicht der Staat Kirche, und der Fürst Hoherpriester ist. Ein solcher Lehrrsatz

das Weltliche einziehen. Welche Armseligkeit! Hat die Geistlichkeit, ich will nicht sagen, Muth, sondern Menschenverstand, so wird sie der Sache ihren Lauf lassen. Sie wird ruhig ansehen, dass man rügt, vorladet, decretiret, einziehet, und am Ende die Herrschaft behalten. Man bringt dünkt mich, kein grosses Opfer dabey, dass man einen Theil hingiebt, wenn man gewiss ist, sich des Ganzen zu bemächtigen.

taugt nur in eine theokratische Regierung:
in jeder andern ist er verderblich. Die Ur-
sache, welche, wie man sagt, Heinrich den
Vierten bewog, die römische Religion anzu-
nehmen, sollte eigentlich jeden rechtschaffenen
Mann und vorzüglich jeden denkenden Fürsten
bewegen, sie zu verlassen.

Neuntes Kapitel.

Beschluss.

Nachdem ich die wahren Grundsätze des Staatsrechts aufgestellt und versucht habe, den Staat auf dasselbe zu gründen, müßte ich ihn noch durch seine äusseren Verhältnisse stützen. Dies würde mich zum Völkerrechte, zum Handels- zum Kriegs- und Eroberungsrechte, zum öffentlichen Rechte, zu den Bündnissen, den Unterhandlungen, den Traktaten etc. führen. Aber alles dies bildet ein neues, für meinen beschränkten Blick zu unermessliches Feld: ich hätte ihn überhaupt mehr einschränken sollen.

Ueber Leibeigenheit.

*„Vater! Vergieb ihnen, denn wahrlich,
sie wissen nicht, was sie thun!“*

Das ist die einzige Entschuldigung, mit welcher der parteylose Weltbürger sein pochendes Herz zufrieden sprechen kann, wenn er ganze Stände keck und kühn, Millionen Mitbürger, das Wohl des ganzen Staates ihrem Eigennutze aufopfern und noch dazu mit ihrem abscheulichen Verhältnisse prunken sieht; — wenn er das sieht, sage ich, und doch gern an Bruderliebe, auch gegen Fehlende, fest halten will. Nein! Wir müssen um unsrer selbst willen nicht glauben, daß die Erbherren so handeln, und doch ganz wissen sollten, was sie thun. Wohlan, wir

wollen es ihnen sagen; wir wollen ihnen die Natur ihrer sogenannten Gerechtsame und die Folgen derselben aus einander setzen; wir wollen ihnen selbst das fürchterliche Schauspiel zu deuten versuchen, das sie der Welt geben. Sehen sie einst ihr Vergehen, wirklich ein, so entsagen sie gewiß schauernd selbst der Fortsetzung desselben. Keine Rücksicht also halte uns ab, ihnen den Schleier zu entreißen, keine Furcht: — denn es gilt Menschenwohl! —

Welch einen grellen Abstich muß aber der Inhalt dieser Schrift mit dem des vorhergehenden Meisterwerkes machen! Aus den innersten Hallen der Spekulation trug Rousseau das längst vergessne Gemälde der Bürgerrechte, des wahren und vollkommensten Staates hervor. Mit schwerem Herzen muß ich hingegen die Züge der tiefsten Depravation, deren die menschliche Gesellschaft fähig ist,

sammeln, und die niedrigste Stufe zu zeigen, zu der ein Staatsbürger herabfinken kann. Aber das ist nicht der wichtigste Unterschied. — Rousseau's geisterhebende Schilderung ist Ideal; mein Jammerstück ist — nackte Wirklichkeit. Rousseau's vollkommen freye Bürger existirten vielleicht nie; aber in dem Schlamm des Elendes, das ich schildern muß, wehklagen Millionen seit mehr als einem halben Jahrtausende. Von Scenen des thätigsten glücklichsten Lebens führe ich den Leser zu Gräbern, von Staatsbürgern zu Leibeignen, und diese Todten: — werden auch sie einst erstehen? —

Leibeigenheit! Mit blutendem Herzen durchwallt der Cosmopolit die Gebiete der Vorzeit und der Gegenwart. Ueberall schluchzt ihm Jammer und zerknirschtes Elend entgegen, und er bleibt unentschlossen, welchem Jahrhunderte, welchem Volke er die klägliche Palme des höchsten Unglücks reichen soll.

Hier öffnet sich die Erde, streut zwanzig blühende Städte in Trümmern umher, und verschlingt Tausende ihrer Bewohner; — dort wälzt der Aberwitz eines einzelnen Ehrflüchtigen die blutigen Wogen des Krieges über einen ganzen Himmelsstrich hin, und Wüsten bleiben zurück, wohin sein mörderischer Fuß tritt. Hier haucht die Pest ihren giftigen Athem über eine zahlreiche Nation und sie verschließt ins Grab; — dort umzieht das Pfaffenthum ganze Jahrhunderte mit mistischem Nebel, um ungesehen seine lichtscheuen Gräuel üben, einen Welttheil über den andern hinstürzen und Millionen würgen zu können, die anders wähnen, als seine Selbstsucht gebet. Erschüttert von dem gräslichen Schauspiel, bebt der Forscher weiter und weiter, immer von der kläglichen Erwartung begleitet, was er in einem Lande, in einem Jahrhunderte fand, in dem nächsten überboten

zu sehn. Er gewahrt deiner, Leibeigenheit, und nichts überraschet ihn mehr. Wo wäre die Ausgeburth der Ungerechtigkeit und Bosheit, die dich überträfe?

Ein Mensch unbedingtes Eigenthum des andern! In dem Staate, den er allein erhält, in seiner väterlichen Hütte, im Zirkel seiner Kinder, in denen er nur seinem Tyrannen neue Lastthiere erzeugte, unbedingtes Eigenthum des andern! Die wichtigste, nützlichste Bürgerklasse gesetzlich freye Beute der überflüssigsten! Die eigentliche Volksmasse von allen Aeufferungen edlerer Geisteskräfte ausgeschlossen, aller Menschenrechte beraubt; von ungeheuren Pflichten und Leistungen in Laster und Stupidität herab gedrückt, damit die Drohnen des Staates von ihrem Elende schwelgen und mit erträumter Erhabenheit verachtend auf sie herabsehen können: wenn diese Gräuel nicht existirten, wer würde ihre

Möglichkeit ahnden? Wer würde sich einfallen lassen, daß man dies wahnsinnige und schändliche Misverhältniß auch eine Staatsverfassung nennen könnte, wenn soi-disant Gebildete und Aufgeklärte nicht ihre Usurpationen durch diese Benennung rechtfertigen wollten? Ja, Schiller hat Recht! Das Edlere ist in seiner Depravation das Abscheulichere. Ein Thier des Waldes würgt das andere, das fremdartige, und die Leiden desselben sind in einem Augenblicke begonnen und geendet. Nur das höhere Wesen, nur der Mensch vermag es, seinem Bruder den edelsten Theil seines Wesens zu entreißen und ihn doch als Werkzeug seiner Leidenschaften fort dauern zu lassen; er allein vermag es, seine Beute Lebensalter hindurch lebendig zu zerfleischen. Die Menschen wären das Abscheulichste in der Natur, wenn sie nur aus solchen Gewalthabern bestünden;

aber auch die unschuldig Leidenden sind Menschen, sind unsre Brüder. — Rettung, Rettung ihnen, ihr, die es vermögt!

„Und dennoch haben diese Gräuel in allen Zeitaltern existirt. Die freyen Griechen und Römer hatten Sklaven; die freyen Amerikaner haben dergleichen, und selbst Rousseau scheint an einem Orte zu behaupten, daß sich eine Republik nur durch Sklaven frey erhalten könne.“

Richtig! Es ist aber ein großer Irrthum, wenn man Sklaven und Leibeigene für gleichbedeutend hält. (1) Sklaverey ist freilich, wie Leibeigenheit, eine schreiende fürchterliche Grausamkeit, aber die erste verhält sich zur letzteren, wie Erlegung des Feindes auf dem Schlachtfelde zum überlegten Brudermord.

Schon Aristoteles sagte, ein Sklave ist immer ein Fremder; und giebt darin den

ewigen, unzerstörbaren Unterschied zwischen ihm und dem Leibeigenen an. Ich weiß wohl, daß er eigentlich sagen wollte: dadurch, daß ein Mensch Sklave wird, wird er ein Fremder, d. h. hört er auf, ein Theil des Staates zu seyn. Aber wie können ganze Nationen in dem Lande, das ihnen gehört, Fremde werden? Wie können, was hier noch mehr sagt, ganze Stände aufhören, Theile des Staates zu seyn, der nur durch sie besteht?

Ein Sklave, das heißt, ein dienender Fremder kann da seyn, kann sich entfernen, ohne daß er durch eines von beiden Einfluss auf das Ganze hat. So nothwendig er einem Einzelnen seyn mag, das Ganze bedarf seiner nicht. Sein Daseyn ward nicht bey der Errichtung des Staates in Anschlag gebracht; es ist und bleibt eine unbedeutende Zufälligkeit, wie der Schatten einer vorüberziehenden Wolke. Der Staat gewährt ihm

nichts, weil er nichts von ihm fordert, ihm keine öffentliche Leistung auferlegt. Selbst daß sein Leben unter dem Schutz der Gesetze steht, ist im Grunde bloße Wohlthat: denn weil er keine Staatspflichten trägt, hat er auch keine Rechte an den Staat. Sobald er hingegen anfängt zum Besten des Gemeinwesens mit zu wirken, hört er auf, ein Fremder zu seyn, und wird integrierender Theil desselben. Trägt er gradezu zum allgemeinen Wohl bey, so befehlen Gerechtigkeit und Politik, auch das seinige zum Gegenstande des Allgemeinen zu machen. Uebernimmt er alle Pflichten des Staatsbürgers, so gehören ihm auch alle Rechte desselben: denn Pflicht und Recht sind untrennlich, — sind eins. Aber —

Legt einem Sklaven alle Pflichten des Staatsbürgers auf, versagt ihm dagegen alle Gerechtsame desselben, so habt ihr einen Leib-

eigenen. Nie gab ein Sklave in Griechenland und Rom von seinem Vermögen etwas her, die Bedürfnisse des Staates zu befriedigen. Aber wer trägt in Rußland und Böhmen und überall wo Leibeigenheit herrscht, neun Zehnthetheile der Abgaben? der Leibeigene. *) Nie zogen die Sklaven Griechenlands und Roms, oder die Negerklaven in Amerika für den Staat ins Feld: aber woraus bestehen

*) *Aber ist das nicht viel mehr der Erbherr desselben? „Wie meine Herren? Wollen Sie etwa wieder dahin zurück, daß ihr Mitbürger kein Eigenthum haben könne? Sie beschwerten sich ja immer darüber, daß ihr Bauer ihnen schuldig bleibe: wie kann er das, wenn er kein Eigenthum hat. — Erinnern sie sich wenigstens an die Befehle von 1765 — über deren Nothwendigkeit jeder Edle unter ihnen erröthete.*

die Heere Russlands etc.? Fast ganz aus Leibeigenen. Nie endlich war ein Sklave anässig, nie war das Land, in dem er lebte, sein Vaterland, denn ein Sklave ist immer ein Fremder. Die Leibeignen, hingegen besitzen Ländereien, die sie nicht einmal aufgeben dürfen; sie haben so offenbar ein Vaterland, daß sie es nicht einmal verlassen dürfen, daß sie als Produkte desselben behandelt und als Theile des Ackers, den sie bestellen, mit ihm öffentlich verhökert werden.

Leibeigene sind nicht Fremde, also auch nicht Sklaven. Sie sind Theile, Bürger des Staates, so nothwendige Theile und Bürger desselben, daß er ohne sie gar nicht bestehen könnte. Nehmt ihre Gewaltigen weg, und er wird fortdauern, sich gewiß besser befinden als vorher. Nehmt die Ackersleu-

te, die Leibeignen weg; — er ist vernichtet. (2)

Sklaverei ist immer nur das Verhältniß Einzelner zu Einzelnen, sie mögen so zahlreich seyn als sie wollen. Es ghet den Staat nichts an, da der leidende Theil nicht zu seinen Gliedern gehört. Sklaven besitzen, ist also nur eine Art des Privatvermögens. Wenn Rousseau sagt: einer Republik sey es fast nothwendig, daß ihre Bürger Sklaven befäßen, um ihre ganze Sorgfalt auf die Erhaltung der Freiheit zu wenden, so heißt das nichts weiter, als, sie müßten im Stande seyn, Fremden ihre beschwerlichen Privatgeschäfte aufzutragen; sie müßten, mit einem Worte, sie müßten begütert seyn. Denn, wenn sie statt der Sklaven Glieder eines fremden Staatskörpers dazu mietheten (wie die Holländer die westphälischen Bauern), so wäre die Hauptabsicht eben so vollkommen erreicht.

Nicht Sklaven also, sondern Wohlhabenheit der Bürger ist einem freien Staate nothwendig. *)

Leibeigenheit hingegen ist das Verhältniß oder vielmehr Mißverhältniß eines Standes zum andern, durch das der wichtigste Theil des Staates dem überflüssigsten aufgeopfert und ihm zwey Drittheile seiner Kraft und seiner Glieder geraubt wird. Sie dient nicht zu seiner Erhaltung, sondern sie ist eine Unförmlichkeit, eine Verkrüppelung, — die Vernichtung desselben. Sie ist nicht das Privat-Unglück eines Einzelnen, sondern eine Landplage, die sich von Pest und Hungersnoth nur dadurch unterscheidet, daß sie ohne Nachlaß ein halbes Jahrtausend lang wüthet

*) *Ihr aber, Erbherren, seyd ihr Bürger eines freyen Staates?*

und ach! ihre Schlachtopfer nicht einmal tödtet.

Der Unterschied scheint mir so wichtig, daß ich ihn noch einmal wiederholen muß. Der Sklave ist immer ein Fremder, eine einzelne Beute, welche ein Glied des Staates von einem andern Staatskörper erlangte, gleichviel ob durch Gewalt, List oder Kauf. Er hat keine Rechte, weil der Staat seinen Dienst verschmäht und ihm also nicht frey steht, sie zu erwerben. Den Leibeignen hingegen zwingt man, sie zu verdienen, um sie ihm hernach zu unterschlagen. Er ist aktiver Staatsbürger der Leistung nach, ja, er bezahlt sogar für seinen Nebenmann und dieser — nimmt dafür seine Rechte in Empfang. Man stelle sich zween Gefährten vor, von denen der eine zum andern spräche: alles was ich verzehre, bezahlest du, und dafür ist alles mein, was du verdienst. Das

ist das Verhältniß zwischen dem Erbherrn und den Leibeigenen. — Dem Sklaven wiederfuhr nur ein Unfall, da er seine Freiheit verlor, hernach ist in politischer Rücksicht alles in seiner Ordnung. Die Leibeignen aber leiden eine fortdauernde fürchterliche Ungerechtigkeit. — Sie sind, mit einem Worte, ein Stand, der von seinem Nachbar geplündert ward. Er ist nackt, nicht weil er keinen Rock besitzt, sondern weil sein Gefährte ihn umhieng.

Aber wie war es möglich, eine so entschiedene und empörende Ungerechtigkeit zu begehen? Wie durfte, wie konnte der Staat sie dulden, wenigstens fort dauern lassen? — Wie? Der Staat duldete sie, weil er selbst vernichtet war (3), und ihre Fortdauer ward möglich durch des Lehnsystem. Nur neben dem eigentlichen Adel und durch ihn, konnte es

Leibeigne geben. — Aber ich muß meine Begriffe über den Adel aus einander setzen.

Man hat seit einigen Jahren einen lärmenden Streit über ihn und seine Rechtmäßigkeit geführt. Ich bin weder Metaphysiker noch Politiker genug, mich in denselben mischen zu wollen, aber mich däucht doch, er läuft, wie sonst alle philosophischen Balgereien, auf eine Kleinigkeit heraus, in der alle einig seyn würden und die jedes Kind entscheiden könnte, sobald man nemlich nur festgesetzt hätte, wovon man eigentlich rede. Ob der Adel rechtmässig, nothwendig etc. sey, alles das glaube ich, müßte sehr einleuchtend aus der Frage hervorgehen: was ist der Adel? Man hat sie zwar beantwortet, aber so vorübergehend, so undeutlich, daß gar keine Antwort besser gewesen wäre.

(4) Ich will hier also aus einander setzen, was mir der Adel, nach Anleitung der Geschichte zu seyn scheint: denn sie, und nicht die

Metaphysik glaubte ich befragen zu müssen, um zu erfahren, woher die Ruinen kamen, die noch immer so manchen Staat entstellen, und die Saat verdorren machen, so weit ihr giftiger Schatten reicht; — sie, und nicht die Gegenwart, um zu erfahren, was die ursprüngliche Bestimmung eines Standes sey, an dem die plastische Hand der Zeitläufe seit zehn Jahrhunderten modelte. Seine Rechtmäßigkeit kümmert mich nicht, — wenn sie nicht aus seiner Bestimmung hervorgeht.

Durch eine auffallende und alles verwirrende Verwechselung hat man die Begriffe, Edle, Optimaten und Adel für gleichbedeutend gehalten, und daher den letzten überall zu entdecken geglaubt, unter den Hottentotten und Eskimoh so gut, als in Europa; in Lacedämon und Rom so gut, wie in Teutschland. Gleichwohl existirt er selbst jetzt nur noch, und zwar unvollkommen, in

der Türkei, Rußland, Pohlen, Böhmen und wenigen Gegenden Teutschlandes. Man braucht nur die Entstehung, Bestimmung und Verfassung dieser drey Bürgerklassen zu untersuchen, um das einzusehen.

Wo die natürliche Verschiedenheit der Talente, Kräfte und Tugenden Statt fand, das heist, wo die menschliche Gesellschaft aus Menschen bestand, mußte es nothwendig Leute geben, welche sich durch vorzügliche Eigenschaften, vorzügliche Achtung und vorzügliches Gewicht in den Volksversammlungen erwarben. Ihr Rath ward Volksbeschluss, denn er war der weiseste, oder sie wußten ihn dafür gelten zu machen; ihre Entscheidung ward Gesetz, denn sie war die gerechteste, oder sie schien es doch; ihr Schild war der Sammelpunkt der Kämpfenden in der Schlacht, denn ihr Schwerdt pflegte stets in Vorderreihen zu blitzen und den

Sieg zu entscheiden. Hörten diese Bedingungen auf, verloren sie das Zutrauen der Uebrigen, so waren sie nicht mehr als sie. Ihre Vorrechte waren die natürliche Frucht ihrer Vorzüge; zugestanden hatte man sie ihnen nicht: sondern wie der Längste über die Kleinern wegzieht, ohne daß man es ihm zu erlauben braucht, mußte der Weiseste, Rechtsschaffenste, Tapferste, am meisten geachtet werden, ohne alle Abmachung, eben weil er der Weiseste etc. war.

Nicht Maschinen der Politik, nicht Geschöpfe eines Gesetzes waren diese Männer, sondern reine Produkte der Natur, aus deren Händen sie mit ihren größern Eigenschaften auch ihre erhabnere Bestimmung erhielten. Sie machten eigentlich keine besondere Bürgerklasse aus, obgleich sie eine besondere Menschenreihe waren; auch konnten natürlich ihre Kinder nichts von ihrem An-

sehen erben, wenn sie nicht ihre Tugenden geerbt hatten. Umschimmerte gleich der Nimbus eines grossen Vaters noch auf einige Zeit den kleinen Sohn, so diente er doch nur dazu, die Erwartung, nicht die Huldigung des Volkes auf ihn zu lenken. — Erkennt ihr hier eure Adlichen? — Gewiss nicht! Edle waren es, und dergleichen gab und giebt es freilich überall, selbst — im Vertrauen gesagt, — unter euren Leibeigenen und zwar nicht so selten, als ihr glaubt.

Wo ein weiser Gesetzgeber verhindern wollte, dass entweder die Regierung den Souverain spielen oder das Volk bey jedem Anfall übler Laune in der Regierung die Verfassung umwerfen sollte, stellte er zwischen beyden eine Bürgerklasse auf, die vorzüglich dabey interssirt war, die einmal eingeführte Ordnung der Dinge zu behaupten und also

beyde Theile an ihrer Stelle fest zu halten. *)

Indem er ihr Interesse mit dem der Regierung und auch mit dem des Volkes verknüpfte, situirte er sie so, daß sie bey jedem Unrecht, das einer der beyden Parteyen widerfuhr mitlitt und also nothwendig die Partie des Schwächern ergreifen mußte. Damit

*) *Quelli che prudentemente ordinano leggi, eleffero un modo che partecipasse di tutti, giudicandolo più fermo e stabile, perche l'uno guarda l'altro, sendo in una medesima città il Principe, gli Ottimati ed il governo Popolare. Tra quelli che hanno per simili costituzioni meritato più lode, è Licurgo, il quale ordinò in modo le sue leggi, che dando le parti sue ai Re, agli Ottimati ed al Popolo fece uno stato che durò più che ottocento anni etc. Machiavelli, Disc. Lib. I.*

sie ihre Bestimmung kraftvoll erfüllen könnte, versetzte der Gesetzgeber die wohlhabensten und angesehensten Familien in dieselbe. Damit ihr Wirkungskreis auf immer und unabänderlich bestimmt sey, machte er sie erblich. (5) Da haben wir den Adel!., ruft ihr. Nicht doch! Freylich war dieser Stand, — den ich im allgemeinen Optimatenstand nennen will, — ein politisches Institut, so gut wie der Adel, aber welch ein Abstand in der Natur und der Bestimmung beyder. In keiner Rücksicht befassen die Optimaten die Gewalt der Regierung über ihre Mitbürger: aber sie hatten die Macht, den Misbrauch der fürstlichen zu verhindern. Nie repräsentirten sie den Souverain, d. h. das Volk: aber da sie ein Theil desselben waren, machte ihre Zustimmung erst die Beschlüsse desselben zu Gesetzen. Sie waren mehr als blofse Staatsbürger, damit die

übrigen sicher wären, nie weniger zu seyn: und darin werdet ihr sicher wieder nicht den Adel erkennen. *) Sie waren Bürgen für die gegenseitigen Rechte der Regierung und des Volks und für die Fortdauer des Staats. Der wahre Adel hingegen sollte dem Fürsten ganz etwas anders verbürgen.

Wo ein despotischer Eroberer sich seine unbeschränkte Macht und die sklavische Unterwürfigkeit der Unterjochten sichern wollte, schuf er den Adel; d. h. um die Werkzeuge seiner Eroberung auf immer an sein Interesse zu knüpfen und sie zur Aufrechthaltung seiner so genannten Eroberungsrechte zu bewegen, liefs er sie Theil an dem Genufs der-

*) Nehmlich den wahren Adel, wie er bey seiner Errichtung war. Vom englischen, schwedischen etc. spreche ich nicht.

selben nehmen. Er sandte sie aus unter das niedergetretene Volk, in kleinern Distrikten zu tyrannifiren, wie er es im ganzen Reiche that, behielt sich aber auch seine Herrscherrechte über sie selbst vor: er blieb Proto-Despot.

Ich werde unten ein viel älteres Beyspiel anführen, aber hier will ich nur bey den fränkischen Eroberern, den eigentlichen Siftern des europäischen Lehnadels, stehen bleiben. Man denke sich in die Lage Childerichs oder Meroväus nach vollendeter Eroberung, welche Einrichtungen wird er treffen? Etwa eine begünstigte Bürgerklasse aufstellen, die seiner bis jetzt unbeschränkten Gewalt über die unterjochte Nation Schranken setze und den Misbrauch derselben hindere? Nicht doch! Der erworbenen Länder und Sklaven nach seiner Phantasie und in Sicherheit zu genießsen, ist sein vornehm-

ster Zweck. Aber es ist nicht die Sache eines einzelnen Mannes, den Geist einer grossen Nation in einem weiten Lande fortdauernd nieder zu halten: dazu braucht er aufmerksame, thätige Gehülfen und eine stets gerüstete Kriegsmacht. Hier mußte sich ihm also ein Mittel darbieten, durch das er noch dazu seinen Waffenbrüdern die versprochenen Belohnungen ertheilen konnte. Auf die Bedingung, beym ersten Aufruf zu seiner Unterstützung herbey zu eilen, ertheilte er jedem Anführer eine Provinz, mit dem Recht, dort zu herrschen, wie er selbst, mit königlicher Gewalt, das heisst, nach dem wilden Eroberungsrechte. Jeder Herzog verfuhr mit seiner Provinz eben so; jeder Unterbefehlshaber, viele gemeine Streiter so gar bekamen einen Theil der Ureinwohner zum Eigenthume; jeder erhob nach Gefallen Abgaben und Leistungen, übte das Recht über

Leben und Tod, das *jus primae noctis* und alle die Scheuslichkeiten aus, die uns fabelhaft scheinen würden, wenn einzelne Ueberbleibsel nicht ihr voriges Daseyn zu unläugbar bewiesen. — Der Adel war gebohren und die leidende Menschheit feyerte seine Geburt durch Aechzen und Wehklagen bey seinen Geißelhieben.

Als die Franken unter Karl dem Großen ihr altes Vaterland, Teutschland, eroberten, führten sie ihr Meistersystem der Tyranney, die Lehnsvorfassung, auch hier ein. Von dort gieng es nach Dännemark über, mit Willhelmi dem Normann nach England und mit der Mönchs - Religion nach Preussen, Cur - Lief - und Esthland. Durch ein politisch-religiöses Taschenspiel wollte der Bischof Albert von Apolderen den Eisenstab der weltlichen Eroberer an sich bringen. Er erflachte vom Pabst und Kaiser für seine Neubekehr-

ten den Segen lehensmäfsiger Erbherrlichkeit — zum Dienst der Jungfrau Maria. Aber das Instrument war für die weiche kraftlose Hand der Geistlichen zu rauch und gewaltig. In kurzem waren die Ritter Herren des Landes und — der Bischöfe. Liefand erlag unter allen Uebeln der Lehensverfassung, ohne dafs irgend ein Lehnsherr Vortheil davon zog.

Nach diesen Erörterungen wird, glaub' ich, der Unterschied zwischen Edeln, Optimaten und Adel einleuchtend] seyn. Sie genossen alle ähnliche äufsere Auszeichnungen im Staate, weil er überhaupt nicht sehr mannigfache Gaben zu spenden hat: aber ihre Entstehung und Bestimmung setzt sie in eine ungeheure Entfernung von einander. Edle sind, ich widerhole es, Produkte der Natur, durch persönliche Eigenschaften vorzügliche Bürger,

durch persönliche Eigenschaften dazu bestimmt, die Leiter kleinerer Menschen zu seyn und an dem Wohl des Staates kraftvoll zu bilden. — Optimaten sind Geschöpfe der Gesetze, vorzügliche Bürger durch Bewilligung des Staates. Sie leisten der Regierung für ihre gesetzmäßige Macht und dem Volke für die Unverletzlichkeit seiner Souverainität und seiner Bürgerrechte Gewähr. Ihr Daseyn verbürgt dem Staate seine Fortdauer und die Unverbrüchlichkeit der Gesetze. — Der Adel hingegen, oder richtiger zu sprechen, der Erbherrenstand war der Beamte des Despoten, und bürgte diesem dafür, daß sein Reich nie ein Staat werden, seine Sklaven nie Bürgerrechte haben, nie ein Gesetz kennen sollten, als die Willkühr des Eroberers. Er empfing einen Theil der

Beute um für die Sicherheit des Uebrigen zu kämpfen. Er war das Joch, das der Despot auf den Nacken des Volkes legte, damit es sich nie erhöhe. Er repräsentirte den Despoten bey der Nation, und sollte dafür die Armee desselben seyn. (6) Die Erbherren thaten das erstere, aber dem Letztern suchten sie sich bald zu entziehen: dieß löst uns das Räthsel, woher der Adel in Teutschland, England, Schweden und andern Ländern, wo keine Leibeigenheit mehr ist, seine ursprüngliche Gestalt so sehr verändert hat.

Als nemlich die Lehen erblich geworden waren, als die Besitzer derselben ihr Interesse von dem des Fürsten trennten, unabhängig zu werden suchten und ihren Gehorsam versagten, sahen diese sich gezwungen, eine andre Stütze zu suchen. Sie errichteten stehende Armeen (7) und machten

so den Heerbann unnütz. Der Adel behielt also Rechte ohne entsprechende Pflichten zu tragen, und die Fürsten mußten sehr bald bemerken, welcher ein gefährlicher Uebelstand dieß sey. Sie ergriffen jede Gelegenheit, ihn zu schwächen, gaben der eigentlichen Nation allmählig ihre ursprünglichen Rechte wieder, hoben endlich die Leibeigenheit auf und vernichteten auf die Art wirklich den Adel. Die Edelleute zwar blieben, aber da sie jetzt mit dem Volke wieder in eins geschmolzen waren, so bildeten sie, ohne es zu wollen, eine Art von Optimatenstand, — den der Bürger nur deswegen mit scheelen Augen ansieht, weil er noch nicht ganz ist, was er seyn sollte: denn nicht überlegte Gesetze, sondern der Zeitendrang hat den deutschen etc. Adel zu Optimaten veredelt. Was ihm noch von dem eigentlichen Wesen der Erbherrlichkeit übrig ist, verdient, wie es

mir scheint, den Lärm nicht, den man deshalb macht. Obgleich seine Vorrechte nicht, wie Rousseau bitter scherzt, nur darin bestehen, daß Edelleute nicht gehangen werden, so sind sie doch nur Ruinen der alten Raubveste. Sie werden von selbst verwittern, wenn man sie nicht zu einem bessern Gebäude verwendet, wie in England und Schweden geschah.

Nicht überall verfahren die Fürsten so. Mit einer sonderbaren Inkonsistenz, hörte man auf, von dem Erbherrn die bestimmten Dienste zu fordern und liefs ihm doch die schrecklichen Ungerechtsamen, die den Lohn für dieselben ausmachten. Und was sind die Erbherren dort? Man sehe z. B. auf Lief-land, und es wird einleuchten, daß sie ein abgestorbenes Glied des Staates sind, das nur durch seine Schwere noch wirkt; oder vielmehr ein Staat im Staate, der dem Fürsten

nichts nutzt und dessen Interesse mit dem der übrigen Stände nichts gemein hat. Sein Daseyn ist mit dem ihrigen verknüpft, aber sein Wohlseyn ist sehr von dem ihrigen verschieden. — Es ist der Zusammenhang der Liane mit dem Baume, den sie umschlang. Würde er vernichtet, so müßte sie verdorren: aber je prachtvoller sie grünt, desto stärker fault er.

Ich bin so weitläufig über den Adel gewesen, daß ich es wenigstens für kein neues Versehen halte, wenn ich noch einige historische Bemerkungen hinzufüge, die, so dürftig sie auch ausfallen mögen, vielleicht manchem Lesern willkommen seyn werden.

Der älteste Lehnsadel — wenigstens kenne ich keinen frühern, — ist eine Geburt des Orients, wie man aus seiner Beschaffenheit beynahe schon schliessen könnte. Artaxerxes, der Zerstörer des parthischen Reiches und

Stifter des mittlern persischen, fand Parthien in zwanzig erbliche Satrapien zertheilt, welche Abkömmlinge der Arfaciden besaßen. Er zerstörte sie und zerstückte dafür, ungefähr im Jahre C. 240. das eroberte Land in sehr viele Lehngüter, die er sogenannten persischen Edeln mit der Bedingung verlieh, die Bewohner im Fall eines Krieges seinem Heere zuzuführen.

Eben diese Einrichtung existirt noch jetzt bey den Türken. Die Lehensträger heißen Timarioten; ihre Belehnung ist aber meistens nur lebenslänglich.

Wie das fränkische Lehenssystem entstand und sich über Europa verbreitete, hat man oben gesehen. Bey den Slavischen Völkern scheint es aber eine andere Quelle gehabt zu haben. In Pohlen (8) wenigstens entstand der Adel nicht durch den König, sondern der König durch den Adel. Die Sczu-

panen oder kleinen Fürsten fanden sich durch Kriege in der Nothwendigkeit, ein gemeinschaftliches Oberhaupt zu wählen, und durch die Macht, welche diese allgemeine Verbindung verlieh, waren sie im Stande, ihre Unterthanen bald als Eigenthum, als Leibeigene zu behandeln. —

Die russischen Optimaten wurden nur zufällig Erbherren. Als nemlich Iwan Wafiliewitsch I. im 16ten Jahrhunderte Casan und Astrakan erobert hatte, wanderten die russischen Bauern schaarenweise nach diesen gesegneten Ländern aus. Der Czar sah sich also genöthigt, das Auswandern überhaupt zu verbieten und damit dies Verbot gehalten wurde, fügte er hinzu, daß die Landleute ihren Wohnort nicht verändern sollten. Die Folge davon war, daß die Gutsherren ihre Pächter bald als Theile des Gutes selbst betrachteten.

Aehnliche Urfachen gaben den Schwerdtbrüdern den Vorwand, die bekehrten freien Letten erst an ihre Heimath zu fesseln, und bald sie wie Stücke ihrer Heerde einzeln oder in Schaaren zu verhöckern.

Den rechtmässigsten Adel, weil man ihn doch so nennt, in Europa, bilden die venetianischen Nobili. Macchiavell giebt seine Entstehung folgendermaassen an. Als sich die Flüchtlinge in den Lagunen eine bestimmte Regierung gegeben hatten, ertheilten sie anfangs jedem Neuankommenden ohne Schwierigkeit das Bürgerrecht. Indefs ward die Anzahl derselben so gross, dass die alten Bürger fürchten mussten, ihre Verfassung würde für die Volksmenge nicht mehr passen. Sie verwandelten sich also in einen geschlossenen Körper und die nachher ankommenden Flüchtlinge hatten die Wahl, bloß als Gäste und Beschützte in Venedig zu leben, oder weiter zu

gehen. Demungeachtet wuchs ihre Zahl bald selbst zu einem Volke an, — und zur Unterscheidung von diesem neuen, nannten sich die Glieder des alten, Nobili: denn aus ihnen allein werden die obrigkeitlichen Aemter besetzt, eine Bestimmung, zu der sie vollkommen berechtigt waren. —

Die Geschichte des Lehnadels ist auch gewissermaassen die der Leibeigenheit, denn ohne sie war er nicht möglich; das mag meine Entschuldigung seyn für diese lange Digression über den eigentlichen Adel, Ich gehe itzt zu einem wichtigeren Gegenstand über, nemlich zu den Wirkungen der Leibeigenheit. Um zu begreifen, wie nothwendig es sey, ein Uebel fortzuschaffen, braucht man nicht sowohl zu erfahren, woher es kam, als was es für Folgen hat.

Der Effect der Leibeigenheit läßt sich vorzüglich in drey Rücksichten betrachten: Wie

wirkt sie auf den Leibeigenen selbst? wie auf die Erbherren? Was wird der Staat durch sie? Ich werde die Ordnung dieser Fragen beibehalten, denn sie ist die natürlichste. Die Beantwortung der zweiten folgt aus der ersten, und der letzte Punkt ist das Resultat beider vorgehenden.

Wie wirkt sie auf den Leibeigenen selbst? Fürchterlich! Welches Gemälde werd' ich dem Leser aufstellen müssen, und wie beugt es mich nieder, daß ich die Züge zu demselben von meinem Vaterlande entlehnen muß!

Ein ganzes leibeigenes, der Menschenrechte, der Menschheit also beraubtes Volk: welch ein Anblick! Vergebens biete ich Wirklichkeit und Phantasie auf, mir ein Gegenbild zu leihen. Nirgend gleicht ihm etwas an furchtbarer Scheußlichkeit. Selbst nicht das Todtengefilde des hebräischen Se-

hersch. *) weit hin flog sein Blick über unermessliche Ebenen. Ueberall traf er auf wimmelndes Leben und Regsamkeit. Ach! Es war lebendes, reges, wimmelndes Todtengebein. — Aber diese Gebeine erstanden zu besserem Leben; jene Lebenden sind moralisch Todte auf ewig. Selbst nicht Klopfstocks gräßlicher, höllischer Triumph über die Hölle. Mächtige, hehre, einst lebenswürdige Dämonen werden in kraftlose ekelhafte Gerippe verwandelt, schwinden zu unmächtigen Undingen zusammen. — Sie tragen die Strafe ihrer Schuld. Aber was verbrachen die Leibeigenen, daß der edlere Theil ihrer Menschheit vernichtet, daß ihr Daseyn ihnen zur Folter gemacht wird? — Meine Brüder! Sollten wir ihr Elend nicht mildern können?

*) *Ezechiel.*

Wer die Wirkungen der Leibeigenheit kennt— und die Erbherrn haben sie ja täglich vor Augen —: ich begreife nicht, wie der nicht erröthet, wie er nicht glühet vor Schaam, wenn man ihn als einen Erbherrn erkennt. Denn was ist die Erbherrlichkeit? Eine Eiterbeule an dem Körper eines Staates. — Ich habe viel gesagt, aber ich werde es beweisen. Nur die Wirklichkeit bedarf ich abzuschreiben, und mein Versprechen ist gelöst.

Von der stets geschwenkten Peitsche des Treibers begleitet, beginnt der Leibeigene in früher Jugend — die schwere Frohn, die erst im Grabe endigen wird. Eh seine kindische Rechte Stärke genug hat, den Pflug zu leiten oder den Schlegel zu heben, wird er schon herbey gezerrt, alle Kraft seines künftigen Mannesalters für seinen Gewaltigen zu vergeuden, und wenn er das zitternde

Haupt als Greis fast nicht mehr tragen kann, erlaubt man ihm kaum, in Ruhe dem Grabe entgegen zu keuchen: denn treibt der Erbherr ihn nicht, so thut es die Noth. Sein ganzes Leben ist ein schwüler Erndtetag, dessen Gewinn in den Beutel seines Tyrannen fällt. Er kennt nur Beschwerden, und sein Erwerb ist Hunger, den das segenreichste Jahr kaum in halbe Sättigung verwandeln kann. Unererschöpfliche Reichthümer erwirbt er dem Lande, aber er ist glücklich, wenn ihm von denselben nur so viel gelassen oder zugeworfen wird, daß er sein Weib, seine Kinder nicht bloß mit Spreubrot fättigen, nicht bloß in Lumpen hüllen kann. Er hat ein Vaterland, aber es ist ihm ein Gefängnis, ein Folterhaus, das er nicht verlassen darf. Er hat eine Heimath, aber er ist nur das Produkt derselben, das sie für seinen Gewaltigen nutzbar machen muß. (9) Er

besitzt eine Hütte — oder vielmehr einen rauchigten Stall mit seinem Viehe gemein, — bis es dem Erbherrn gefällt, ihn heraus zu jagen und sie einem andern zu übergeben oder sich selbst zuzueignen. Sein Weib gehört ihm, wenn es nicht schön genug ist, die Lüfternheit des Edelmannes zu reizen; seine Kinder hat er nur erzeugt, damit jener nach seinem Tode in den Söhnen neue Lastthiere, in den Töchtern neue Beyschläferinnen finde, wenn sein Weib veraltet ist. Selbst sein Körper bleibt nur gesund, wenn der Erbherr ihn gütigst nicht zum Krüppel peitschen läßt. Er giebt einen ansehnlichen Theil seiner armeligen Habe zur Erhaltung des Staates her, dessen Bestehen ihm nur die Unabänderlichkeit seines Jammers und seiner Rechtlosigkeit zusichert. Er kämpft, er fällt für ihn, und doch wird er nicht einmal für einen Theil desselben gerechnet. (10)

Das ist der Zustand des wahren Leibeignen, wie er in Pohlen, Lief- Esth- und Curland noch wirklich existirt. Das Ungeheuer, das ein schätzbarer Schriftsteller (S. Ueber Humanität, Leipzig 1793.) noch kürzlich für unmöglich erklärte, das Wesen, das nur Pflichten und keine Rechte hat: seit einer langen Reihe von Jahrhunderten ist es da, ohne daß man es eines aufmerksamen mitleidigen Blicks würdigte. Buchstäblich nach Rousseau, liebte man seine Nächsten in Amerika, den Neger, und überfah seinen Nachbar.

Noch empörender als dieser politische Zustand des Leibeignen sind seine Wirkungen auf den moralischen Charakter und den Geist desselben. Er verunstaltet den ersten, er lähmt den letzten. Davon belehrt uns schon das Aeussere des Unglücklichen. In Lumpen geht er aus Armuth, aber den lahmschenk-

lichten Gang, den hängenden Kopf, das scheue Wesen in Gegenwart seines Gewaltigen, der finstere seelenlose Blick, das hündische Stiefelklüffen entspringen aus seinem Charakter. Der Ehre jeder Art unfähig erklärt, hält er es nicht der Mühe werth, irgend eine Eigenschaft zu erwerben, deren Lohn sie ist. Er ist niederträchtig, sobald eine Aussicht auf den geringsten Gewinn, oder Furcht ihn reizen. Er ist heimtückisch und boshaft, weil er stündlich Unrecht aller Art dulden muß, ohne auch nur Unzufriedenheit äußern zu dürfen. Er ist feige, weil man ihm unaufhörlich als einem Nichtswürdigen begegnet, und er hilflos von der Hand des habgierigsten und grausamsten Eigenwillens bedrängt wird. Er ist träge, denn für sich etwas mehr als Spreubrot erwerben, läßt man ihm nicht Zeit, oder es wird bald freye Beute seines Gewaltigen. Er ist diebisch und

löderlich, weil er immer darbt und es Bedürfnis des Menschen ist, zuweilen seines Elends vergessen zu können. Mit einem Worte: er ist ein Verworfener, weil er ein Leibeigner ist. Wollt ihr wissen, wozu ein Mensch durch Verlust der Freiheit herabfinken kann, so hört nur, wie die Erbherren selbst den Leibeigenen schildern. Dafs er, wie sie sagen, ein Scheusal von Lastern sey, ist wahr; dafs sie ihn aber dazu gemacht haben, ist es noch viel mehr.

Bey Menschen, deren höchste Anstrengung nicht hinreicht, ihnen Menschenrechte zu verschaffen, darf eigentlich von Geist und Ausbildung desselben gar nicht die Rede seyn. Instinktmässig fühlen sie, dafs Kenntniss und Nachdenken, ohne mögliche Mittel ihrem Elende zu entgehen, sie nur unglücklicher machen müssen: daher ist eine fein ersonnene Spitzbüberey die höchste Blüte ihres Ver-

standes, und hierin erregen sie oft Erstaunen. Was könnten diese Leute nicht seyn, wenn sie Menschen wären. Will man eine entscheidende Probe, welche Kultur Leibeigenheit erlaubt? Die niedrigsten Klassen der Teutschen sind in Liefland eifrige Leser ästhetischer Produkte aller Art; die Letten und Esthen dagegen, seit sechs Jahrhunderten Christen, haben in ihrer Sprache kein Wort für — Tugend! (II)

„Die Leibeigenen sollen unglücklich seyn:
„und doch scheinen sie es selbst nicht zu
„fühlen. Viele werden Greise, ohne einen
„ernsten Schritt zu Erlangung der Frey-
„heit zu thun. Noch mehr! Seht das Ge-
„tümmel in ihren Schenken, bey ihren Hoch-
„zeiten und Taufgelagen an, und sagt, ob
„diese vor Freude kreischenden Menschen un-
„glücklich sind.“ Ich antwortete: So lange
die Verworfenheit ihres Charakters, ihre mo-

ralische Apathie, die stumpfe Beschränktheit ihres Geistes notorisch ist, so lange sind sie elend, auch wenn sie nie Verstand genug hätten, es zu fühlen. Aber sie fühlen es, fühlen es sehr tief! Ihre Freuden? Nun ja, auch der Leibeigene freut sich über irgend einen Zufall, wie der Gefangene über einen Sonnenstral, der in seinen Kerker fällt. Eigentlich fröhlich ist er aber nie, als wenn er — in Schenken, bey Hochzeiten und Taufgelagen — seine Halbgedanken nur noch stammeln kann. Weg also mit dem Sophism! Auch der Blödsinnige lacht in seinem Jammer und die Thränen der empfindungslosesten Zuschauer antworten ihm. Werdet ihr ihn glücklich preisen, daß er so lachen kann? Daß die Leibeigenen an ihrer Kette tanzen, daß sie sich so freuen, das, eben das zeigt ihre entsetzliche Degradation.

Ich komme itzt zu einem andern eben

so wichtigen Punkte. Was sind die Wirkungen der Leibeigenen auf die freien Stände? Die eines Verwesenden auf Lebende: Verpestung. Wie im menschlichen Körper die Beschädigung eines Gefäßsystems die Schwächung der andern, Kraftlosigkeit überhaupt nach sich zieht, muß im politischen die erzwungene Nichtswürdigkeit einer Bürgerklasse eine halb freiwillige Depravation der übrigen bewirken. Wenn die eine Pflichten hat, ohne Rechte zu haben, so muß die andere nothwendig Rechte haben, ohne entsprechende Pflichten zu tragen. Dieser Zustand ist nicht weniger unnatürlich als jener: er muß also auch eben so nachtheilige Folgen haben. Das lehren uns Vergangenheit und Gegenwart mit furchtbarer Unwiderlegbarkeit, und die Ursachen wurzeln tief im menschlichen Herzen.

Die Leidenschaften wirbeln die Menschen so unaufhaltsam in ihrem Strome dahin, daß

ralische Apathie, die stumpfe Beschränktheit ihres Geistes notorisch ist, so lange sind sie elend, auch wenn sie nie Verstand genug hätten, es zu fühlen. Aber sie fühlen es, fühlen es sehr tief! Ihre Freuden? Nun ja, auch der Leibeigene freut sich über irgend einen Zufall, wie der Gefangene über einen Sonnenstral, der in seinen Kerker fällt. Eigentlich fröhlich ist er aber nie, als wenn er — in Schenken, bey Hochzeiten und Taufgelagen — seine Halbgedanken nur noch stammeln kann. Weg also mit dem Sophism! Auch der Blödsinnige lacht in seinem Jammer und die Thränen der empfindungslosesten Zuschauer antworten ihm. Werdet ihr ihn glücklich preisen, daß er so lachen kann? Daß die Leibeigenen an ihrer Kette tanzen, daß sie sich so freuen, das, eben das zeigt ihre entsetzliche Degradation.

Ich komme itzt zu einem andern eben

so wichtigen Punkte. Was sind die Wirkungen der Leibeigenen auf die freien Stände? Die eines Verwesenden auf Lebende: Verpestung. Wie im menschlichen Körper die Beschädigung eines Gefäßsystems die Schwächung der andern, Kraftlosigkeit überhaupt nach sich zieht, muß im politischen die erzwnungene Nichtswürdigkeit einer Bürgerklasse eine halb freiwillige Depravation der übrigen bewirken. Wenn die eine Pflichten hat, ohne Rechte zu haben, so muß die andere nothwendig Rechte haben, ohne entsprechende Pflichten zu tragen. Dieser Zustand ist nicht weniger unnatürlich als jener: er muß also auch eben so nachtheilige Folgen haben. Das lehren uns Vergangenheit und Gegenwart mit furchtbarer Unwiderlegbarkeit, und die Ursachen wurzeln tief im menschlichen Herzen.

Die Leidenschaften wirbeln die Menschen so unaufhaltsam in ihrem Strome dahin, daß

es lauter Ungeheuer von Brutalität geben würde, wenn die äussern Lagen jenen nicht entgegen wirkten. In einer guten bürgerlichen Gesellschaft ward jedem Druck ein Gegendruck entgegen gesetzt: daher sind die civilisirten Nationen menschlich und milde. Nehmt ihn hinweg, laßt jeden ungestraft thun können, was er will, und jeder ist Tyrann so weit seine Kraft reicht. Ich weifs wohl, daß dies gegen die Allmacht streitet, die man der Geistesbildung zuschreibt. Ich weifs wohl, daß die Eigenliebe jeden Guten und Sanften überredet, er sey von Natur sanft und gut, denn nur wenige sind gegen sich selbst so offenherzig als Swift. (12) Aber die Erfahrung widerspricht der gefälligen Schmeichlerin. Woher sonst so viele, die im niedern Stande Menschenfreunde waren, und im höhern hartherzige Despoten wurden? Woher so viele arme Tugendhafte, die

der Reichthum lafterhaft machte? Woher die Umgestaltung lebenswürdiger Jünglinge in haffenswerthe Männer? Der heilsame Gegendruck von aussen hatte aufgehört. Woher endlich der Widerspruch in den Handlungen eines Menschen, je nachdem der ist, mit dem er zu thun hat? Cato der Cenfor, das Muster der Gerechtigkeit und Tugend, in dem noch tugendhaften und gerechten Rom, verkaufte die Sklaven, die in seinem Dienst vor Alter unbrauchbar geworden waren, öffentlich auf dem Markte: ein Verfahren, das sich izt kein Gutdenkender gegen seine veralteten Pferde erlaubt. — Ein Sokrates hingegen, der seinen Sklaven nicht straft, eben weil er im Zorn ist, ist in dieser Rücksicht, wie in jeder andern, ein zu seltenes Phänomen, um in Anschlag gebracht zu werden.

Gebt einer Nation Sklaven, Mitmenschen,

die der Willkühr ihrer frühesten Jugend schon mit niedriger Bereitwilligkeit fröhnen müssen; laßt ihre Kinder mit der Bequemlichkeit aufwachsen, an ihres Gleichen ihre Leidenschaften mit wilder Ungezähmtheit auslassen zu dürfen, und seht welch einen Charakter sie annehmen wird. Gebt einer Nation Sklaven und laßt alles andere auf ihre Bildung hinwirken: ihr werdet einen Haufen manierlicher, wedelnder Tiger haben.

Ein auffallendes Beyspiel davon gaben im Alterthume die Römer. Sie hatten in ihre Hauptstadt alle Geistesblüthen aller gebildeten Nationen versammelt. Künstler und Kunstwerke, Wissenschaften und Gelehrte und Dichter, alles floss aus Syrakus, Corinth, Athen und Alexandrien in Rom zusammen. Die Meisterwerke der Griechen waren die allgemeine Lektüre, und Rom selbst hatte schon Geistesprodukte geliefert, die mit je-

nen wetteiferten. Auch eine weiche Lebensart und asiatischen Luxus hatten seine Heere schon in Asien erbeutet. Aber laßt uns sehen, welcher einen Einfluß das auf ihren Charakter hatte. Alles, ihre Gesetze wie ihre Vergnügungen, athmeten Wildheit und Blutdurst.

Sie hatten vortrefliche Gesetze in Rücksicht auf die Bürger: aber eben diese Gesetze befahlen bey allen Processen die Sklaven, die etwa Zeugniß geben konnten, zu foltern, auch wenn sie freywillig sagten, was sie wußten. Ohne Folter ward ihr Zeugniß nicht für vollgültig angesehen. Sie befahlen, wenn ein römischer Bürger in seinem Hause ermordet wurde, alle Sklaven, die in seinem Hause wohnten, hinzurichten, sie mochten so unschuldig seyn, als sie wollten. *) So

*) *Senat. Cons. Syllan.*

kostete der Tod eines einzigen römischen Bürgers, wie Tacitus erzählt, einst vierhundert Sklaven das Leben, obgleich sie keinen Antheil an seiner Ermordung hatten.

Die Römer gaben Gastmahle, bey denen alles erschöpft war, was Sinne und Geist mit Vergnügen überfättigen konnte, aber ein Thürhüter mit schweren rasselnden Ketten, wie er allenfalls in ein Zuchthaus gepaßt hätte, war der erste Anblick der Gäste, wenn sie ins Haus traten. Sie wandten ihr Vermögen auf, ihren ärmern Mitbürgern kostbare Schauspiele zu geben, aber der interessanteste Theil derselben waren elende Sklaven, die sich einander selbst zerfleischten, oder von wilden Thieren zerrissen wurden. „Man möchte,“ ruft der sanfte menschliche Hume bey Erwähnung dieser Spiele aus, „man möchte aus Menschlichkeit den barbarischen Wunsch des Caligula erneuern, daß

dieses Volk nur einen Nacken hätte. Fremde müßte es fast machen, ein solches Geschlecht von Ungeheuern durch einen Hieb vernichten zu können.

Dies grausame Verfahren war nicht etwa nur dem unedlern Theile der Römer natürlich geworden. Wer hat nicht mit Misfallen die gleichgültige, oft scherzhafte Art gelesen, mit der fast alle Schriftsteller Roms von den Gladiatorspielen sprechen. Auch schränkte es sich nicht auf die Sklaven ein. Nein, an diesen hatte man sich zu den Metzelungen der bürgerlichen Kriege geübt. Nur weil Sylla Sklaven nach Belieben konnte kreuzigen lassen, konnte er auch mit kaltem Blute befehlen, sechstausend seiner unbewaffnet versammelten Mitbürger auf einmal nieder zu hauen. Die blutigen Proscriptionen wären wahrscheinlich anders ausgefallen, gelinde Verbannungen gewesen, wenn August

und Antonius nicht von Jugend auf Blut vergießen als Zeitvertreib ansehen gelernt hätten.

Hume behauptet, daß das tyrannische Verfahren der Kaiser sich auf die wilde Gemüthsart des Römischen Volks gründe, und durch diese fast gerechtfertigt werde; sie aber, sagt auch er schon, entsprang aus der Behandlung ihrer Sklaven. Ich glaube mit Recht hinzu setzen zu können: daß die Alten Sklaven hatten, und daß die meisten neuern Völker, wenigstens in ihrem Vaterlande, keine haben, kann als eine Hauptursache angesehen werden, warum die Humanität der Alten in manchem Betracht gegen die neuere so einseitig war.

Wie die Sklaverey bey den Römern, so wirkt die Leibeigenheit bey den neuern Völkern. Wo sie Statt findet, können die obern Klassen Bildung, Aufklärung, Menschenliebe,

Patriotismus, zu haben scheinen, aber eine genauere Untersuchung lehrt uns bald, was Bildung schien, sey Politur; was für Aufklärung galt, blosses Wissen, die vorgebliche Menschenliebe, hohler Anstand, und der prunkende Patriotismus, nichts als verwerflicher Castengeist. Immer bleibt die Veredlung ihres Charakters und Geistes nur oberflächlich, und wird so doppelseitig, daß beide im Grunde gar nichts Bestimmtes mehr haben. So muß es der Natur ihrer Verfassung gemäß seyn, da kein gegenseitiger Druck, kein Wettstreit unter den verschiedenen Klassen Statt findet, die Veredlung zu dem größten Theil der Nation nicht durchdringen kann; die Unterdrückten keine Erlaubniß zum Aufstreben haben, und die Unterdrücker gegen sie ungestraft roh und barbarisch seyn können.

An dem alltäglichen Erbherren kann we-

der wahre Bildung noch Aufklärung haften. Auf seinen Reisen und in Städten begannen sie an ihm, aber wenn er nun auf seinen Gütern anlangt, wieder unter den Halbmenschen ist, in deren Cirkel er aufwuchs, da legt er alles bey Seite, statt was er lernte, in Ausübung zu bringen. Er verfährt nach väterlichem Gebrauch mit seinen Sklaven, und damit gut. Er nimmt seine Vorurtheile und rauhe Sitten mit seinem Stammhause wieder in Besitz: denn sie gehören, so wie der Adelstolz, zu den Familien-Dokumenten, die man freilich auswärts nicht mit herumschleppen kann, aber zu Hause in desto größern Ehren hält. Er ist ja wieder Sultan einer kriechenden Menge, die er nach Belieben kann geißeln lassen: und er sollte nicht wieder seine Erhabenheit fühlen? Er sollte sich bemühen, Achtung zu verdienen, da seine Peitsche ihm Anbetung zusichert, so bald er

will? Nein! Feinheit, vernünftiges Raison-
ment, Wissenschaften, so wie Menschenliebe
und Patriotismus werden mit den ausländi-
schen Staatsröcken in der Garderobe aufge-
hängen, um bey Besuchen oder außerordent-
lichen Gelegenheiten damit zu paradiren, und
zu zeigen, daß man im Auslande war. Zum
täglichen Gebrauch sind sie zu — sauber(13).
Hätte er Menschenliebe — so würde er sich
täglich erinnern, daß seine Lastthiere seines
Gleichen sind, und das ist unbequem beym
bebaglichen Gebrauch der Erbherrnrechte.
Hätte er Patriotismus — er würde heute
aufhören Erbherr zu seyn. Sein Stand, sei-
ne Verhältnisse, sein Wirkungskreis sind drey
Jahrhunderte zurück, und ihr wollt, daß er
zu dem jetzigen gehören soll! Die Erbherr-
lichkeit steht mit allem, was zur Aufklärung
und Menschlichkeit gehört, in Widerspruch,
und ihr verlangt, daß er sie verbinde! Ihr

der wahre Bildung noch Aufklärung haften. Auf seinen Reisen und in Städten begannen sie an ihm, aber wenn er nun auf seinen Gütern anlangt, wieder unter den Halbmenschen ist, in deren Cirkel er aufwuchs, da legt er alles bey Seite, statt was er lernte, in Ausübung zu bringen. Er verfährt nach väterlichem Gebrauch mit seinen Sklaven, und damit gut. Er nimmt seine Vorurtheile und rauhe Sitten mit seinem Stammhause wieder in Besitz: denn sie gehören, so wie der Adelstolz, zu den Familien-Dokumenten, die man freilich auswärts nicht mit herumschleppen kann, aber zu Hause in desto größern Ehren hält. Er ist ja wieder Sultan einer kriechenden Menge, die er nach Belieben kann geißeln lassen: und er sollte nicht wieder seine Erhabenheit fühlen? Er sollte sich bemühen, Achtung zu verdienen, da seine Peitsche ihm Anbetung zusichert, so bald er

will? Nein! Feinheit, vernünftiges Raison-
nement, Wissenschaften, so wie Menschenliebe
und Patriotismus werden mit den ausländi-
schen Staatsröcken in der Garderobe aufge-
hängen, um bey Besuchen oder außerordent-
lichen Gelegenheiten damit zu paradiren, und
zu zeigen, daßs man im Auslande war. Zum
täglichen Gebrauch find sie zu — sauber(13).
Hätte er Menschenliebe — so würde er sich
täglich erinnern, daßs seine Lastthiere seines
Gleichen find, und das ist unbequem beym
bebaglichen Gebrauch der Erbherrnrechte.
Hätte er Patriotismus — er würde heute
aufhören Erbherr zu seyn. Sein Stand, sei-
ne Verhältnisse, sein Wirkungskreis find drey
Jahrhunderte zurück, und ihr wollt, daßs er
zu dem jetzigen gehören soll! Die Erbherr-
lichkeit steht mit allem, was zur Aufklärung
und Menschlichkeit gehört, in Widerspruch,
und ihr verlangt, daßs er sie verbinde! Ihr

werdet euch schon damit begnügen müssen, daß er die erstere übt und die letztern — zur Schau trägt.

Fast eben so nachtheilige Folgen könnte ich anführen, welche die Leibeigenheit auf den Bürgerlichen hat: (14) aber um nicht die Gränzen einer Abhandlung zu überschreiten, will ich mich begnügen, vorzüglich die Wirkungsarten auf den Adel zu erörtern.

Eine der allgemeinsten, wiewohl die am wenigsten beachtete, ist das Beispiel der Leibeigenen. Es ist der menschlichen Natur gemäß, nicht mit einem Gegenstande alltäglich und vertraut werden zu können, ohne wider Willen und Bewußtseyn ihm auch mehr oder weniger ähnlich zu werden. Wer unter lauter Schielenden, Stotternden und Hinkenden lebte, würde bey den gefundesten Augen, Sprachorganen und Beinen endlich schielen, stottern und hinken, wie sie. Das

ist im moralischen Sinne noch viel wahrer, als im physischen. Nun sehen die freyen Klassen, besonders die Erbherren, den zahlreichsten Theil ihrer Mitbürger durch die Leibeigenheit entmenscht, zu den niedrigsten Lastern aller Art herabsinken. Sie sehen sie der Unredlichkeit, der Völlerey, den Ausschweifungen aller Art ergeben, sehen sie täglich, sie von ihrer frühesten Jugend an, sie fast nur allein. Mit so vieler Verachtung sie dieselben auch betrachten mögen, immer werden oder bleiben sie ihnen doch in mehreren Stücken ähnlich. Daher, das bin ich überzeugt, der Hang zur Völlerey, die unbezwingbare Rohheit, oft bey dem feinsten Anstrich, — die berücktigte Lebensart der Grossen gewisser Nationen auf ihren Gütern. Nil non laudandum non dicunt, non faciunt, non sentiunt. In Liefland ist dies weniger der Fall, da die Leibeigenen von einer au-

dern Nation find, die Teutschen mit ihrem Stammlande in beständiger Connection stehen, und also fast, ohne die Absicht zu haben, gewissermaassen mit seiner Cultur fortschreiten: aber nur gewissermaassen. Selbst viele der Polirtesten, brutalisiren immer noch — im Ursinn des Worts, — wiewohl mit zierlichem und sentimentalischen Anstande. Bey den eigentlichen Landjunkern aber zeigt sich dieser Einfluß aufs widerlichste, durch bürgerliche Sitten und viehische Behandlung ihrer Leibeigenen. (15)

Man könnte vermuthen, daß ganz im Gegentheile, die Verworfenheit der leibeigenen Klasse Ursache wäre, daß die obern die Laster derselben vermieden. In Sparta zwang man die Heloten sich zu betrinken, um den jungen Spartanern das Laster der Völlerei verächtlich zu machen. — Ganz recht! Um die Knaben vor einem Fehler zu

bewahren, flößte man ihnen zwanzig Laster ein. Ob sie wohl durch den Hochmath gewannen, mit dem man sie auf ihre Mitmenschen, die um ihretwillen erniedrigt wurden, herabsehen lehrte, ob sie besser wurden durch die Härte, die Grausamkeit, die Menschenfeindlichkeit, die man ihnen dadurch einflößte?

In eben dem Falle befinden sich die Erbherren, die durch Erziehung vor den National- oder vielmehr Standeslastern der Leibeigenen gesichert wurden. Mit der Muttermilch saugen sie Verachtung gegen ihre unglücklichen Brüder ein, und das erste Scheltwort, das dem Säuglinge, der mit seiner Klapper Unfug treibt, zugerufen wird, ist „Du Bauer!“ Im Gängelwagen werden sie schon auf ihre Erhabenheit über die nützlichste Menschenklasse aufmerksam gemacht, und mit der Freiheit ausgestattet, sie zu mishandeln,

so weit ihr kleiner Arm reicht; (16) von Kindheit auf lernen sie, dieselben als Wesen niederer Art, die nur zu ihrem Dienste da sind, als Parfeelen ihres Vermögens ansehen, und hören täglich neue Arten des Drucks und tirannische Spekulationen als sinnreiche Erfindungen, als Beweise der Einsicht preisen: und es sollte ihnen nur möglich dünken, daß sie in der That Pflichten gegen jene Unglücklichen hätten? sie sollten wirklich Menschenliebe, Milde, Gerechtigkeit gegen sie üben? Davon sprechen — ja das lernen sie wohl. Sie stehen schon, ehe sie sich selbst bekleiden können, zu hoch über alle Menschen, die sie täglich umgeben, als daß sie nicht die Annahme der Humanität, als Herablassung betrachten sollten. Daher der Adelstolz der den meisten Erbherrn anklebt, und sie allen andern Bürgerständen so verhaßt macht! Daher die hohe Vorstellung von sich, in der

sie oft, so roh sie auch selbst seyn mögen, von der Bildung reden, die sie den Bauern verschaffen. Daher ihre oftmahlige Selbstvergleichung mit teutschen Fürsten und die Rechtfertigung ihrer Maafsregeln mit den fürstlichen. (17)

Eine andere Quelle ihrer Depravation liegt in der Natur ihrer Geschäfte selbst. Der Köhler wird schwarzbraun, wäre er auch vorher der schönste Blondin gewesen, und der Erbherr — ein Erbherr, sollte er auch seine Güter mit den vortreflichsten Grundstücken angetreten haben, wie unzählige Erfahrungen täglich bewiesen. Die unselige Bestimmung und Lage der Erbherren macht es ihnen fast unmöglich, gute, edle Männer zu bleiben. Geschieht es doch in einzelnen Fällen, so muß man diese Einzelnen als außerordentliche Menschen verehren.

Die Erbherrlichkeit, die willkührliche

Gewalt über seine Mitbürger, ist ein so offener Bruch des Natur- und Staats-Rechts, daß sie sich gar nicht mit dem Begriffe der Gerechtigkeit verbinden läßt. Gerechtigkeit also laßt uns auch gar nicht von einem Erbherrn erwarten: wir wollen zufrieden seyn, wenn er seine individuelle Liebe zur Recht-schaffenheit aus den Conflict der Moral mit seiner Bestimmung rettet. — Man verstehe mich. Ich sage nicht, ein Erbherr könne nicht nebenbey ein gerechter und recht-schaffener Mann seyn: das wäre eine bos-hafte Calumnie: ich sage, als Erbherr ist er das erstere nicht. Der Blutrichter kann ein sehr mitleidiges zartes Gefühl haben, aber das Erwürgen lassen ist keine Aeußerung seines Mitleids.

Dieser nähern Bestimmung ungeachtet, höre ich viele mit bitterm Unwillen ausrufen: „Welche ungereimte Injurie, einen ganzen

Stand von der Uebung der Gerechtigkeit auszuschliessen. Sind z. B. Schoulz, Sivers, Beyer, und so viele andere, auf die ihr Vaterland stolz ist, nicht Glieder dieses Standes? Musste der Verläumder nicht selbst an einem andern Orte ihrem vortreflichen Carakter huldigen, und gestehen, dass sie sich nichts so lebhaft angelegen seyn liessen, als das Glück ihrer Bauern?“

Gemach, meine Herren! Fürs erste muss ich sie noch einmal darauf zu merken bitten, dass ich von keinem Einzelnen, sondern von dem reinen — aber nicht schönen — Begriff eines Erbherren spreche. Es ist nicht gerecht gegen seinen Nächsten, ihm sein vornehmstes Eigenthum, sein erstes Menschenrecht vorzu-
enthalten; es ist nicht gerecht gegen den Staat, die Bürger desselben als sein Eigenthum zu behandeln. Wer er also thut, mag

seyen was er will: gerecht ist er hierin nicht.

Ferner erlauben Sie mir, zu fragen, wodurch wir eigentlich befugt sind, jene Herren, die ich so sehr verehere als Sie es nur können, für gerechte und edle Erbherren zu halten? Gerade dadurch, daß sie aus dem Gleise ihres Standes traten und sich bemühten, die Erbherlichkeit theilweise von sich zu schütteln. Sie fühlten es, daß Geburt und Lage ihnen eine Rolle aufgegeben hatten, die ihrem vortreflichen Charakter nicht angemessen war: daher suchten sie dieselbe in eine edlere umzuformen. Thun Sie dergleichen, und wir wollen auch Sie für gerechte und edle Erbherren anerkennen.

Nur von der Seite noch will ich die Leibeigenheit betrachten, zu was sie die Staatsbürger in Rücksicht auf den Staat macht.

Wo nicht allgemeine persönliche Freiheit herrscht, hat niemand ein Vaterland, kann schlechterdings nicht Gemeingeist herrschen, sondern nur Esprit de Corps, Castengeist. Das trifft den Bürgerstand so gut wie die andern beyden: denn wenn von drey Gegenständen zween einzeln stehen, muß es nothwendig mit dem dritten eben der Fall seyn.

Der Leibeigene hat keine Liebe fürs Allgemeine, kann sie nicht haben, denn das Bestehen desselben sichert ihm nur das Bestehen seines Elendes zu. Mag der Staat zu Grunde gehen: wer nichts zu verlieren hat, kann nur gewinnen. Jede Umwälzung muß ihm willkommen seyn, denn es ist wenigstens möglich, daß seine persönliche Freiheit aus den Ruinen hervorgehe. Diese Hoffnung war es, welche dem edeln Kosciusko ein Heer von Ackersleuten zusammen-

brachte. An Pohlens Wohlfarth lag ihnen nichts: nur der Peitsche ihrer Schlachtschizzen wollten sie entnommen seyn. Kosciusko hatte es ihnen versprochen, und — wäre wahrscheinlich das Opfer seiner Verheißung geworden, wenn Pohlen seine Consistenz behalten hätte.

Eben so wenig kann der Bürger Vaterlandsiebe haben, denn er sieht im Staate nur seinen Stand. Der Leibeigene ist zu verworfen, als daß er ihn für seinen Mitbürger erkennen sollte. Nein, er erkennt ihn nur für eine freye Beute, von deren Genuß er mit Unrecht ausgeschlossen wird, und in dem Erbherrn erblickt er einen verhassten und glücklichen Nebenbuhler, der mit Stolz auf ihn herabsieht, ihm aber, so bald er nur Geld genug hat, ein Diplom zu lösen, seinen Antheil an dem Staatswildpret, dem Leibeigenen wird abtreten müssen. (18) Dahin zu

gelangen, ist sein einziger Wunsch; dem Ganzen gehe es, wie es wolle.

Die Erbherren vollends, die können, der Natur ihres Standes gemäß, nicht Patrioten seyn. Der Patriot wünscht das allgemeine Beste des Ganzen und sucht es, selbst auf Kosten seines Lebens, zu befördern. Jener Stand aber besteht nur dadurch, daß das Ganze kränkelt, wie Moos nur an schadhaf-ten Bäumen bekleibt. Nur dadurch befindet er sich wohl, ja er existirt nur dadurch, daß das allgemeine Beste, in den Rechten der wichtigsten seiner Mitbürger, ihm aufgeopfert werde. Laßt euch also nicht täuschen, wenn ihr einen Erbherren mit großem Aufwande und noch größerm Lärm, öffentliche Anstalten auswirken, so genannte Privilegien vertheidigen seht. Es ist nicht Vaterlandsgeist, es ist Esprit de Corps, was ihn beseelt. Selbst der berühmteste Patriot Lieflands,

Patkul, vertheidigte gegen Karl den Eilften nicht den Vorthail seines Vaterlandes, sondern des Adels. Als wahrer Patriot hätte er sich damals ausgezeichnet, als Karl die Freiheit der Bauern forderte.

Laßt euch nicht dadurch täuschen, daß ein Erbherr so gar einzelne Abmachungen zum Besten der Bauern betreibt. Ein solcher gleicht einem Schäfer, der das Gesetz auswirkte, daß seine unaufgeklärten Brüder die Schafe nur zweimal scheeren dürfen, damit die Wolle länger werde. Auch dann sucht er nichts als den Vorthail seines Standes. Es giebt nur einen Schritt, wodurch ein Erbherr sich als wahrer Patriot zeigen kann: er muß aufhören Erbherr zu seyn, oder wenigstens unabänderlich die Zeit festsetzen, da er aufhören wolle. (19)

Ich komme jetzt auf die wirkungen der Leibeigenheit auf den Staat. Doch ich irre

nich. Wo sie herrscht, giebt es keinen Staat : denn eine Einrichtung, durch welche Millionen dem Eigennutz weniger Hunderte oder Tausende aufgeopfert werden, kann doch unmöglich eine Verbindung zum Besten aller seyn. Ein solches Land zeigt uns nur eine menschliche Heerde, den Herrn derselben, und erbliche Miethlinge, die sie für ihre Rechnung benutzen. — Hirten der Völker! wie lange werdet ihr noch dulden, daß eure abgedankten Söldner die arme Heerde zerfleischen! Jene sind euch itzt überflüssig, aber von dem Wohl der letztern hängt das eurige ab!

Sklaven zu haben, das heißt, dienstbare Fremde, kann einer Demokratie, wie Rousseau sagt, nützlich seyn, indem es ein Mittel mehr ist, ihr ihre republikanische Form zu sichern. Jeder Staat aber, in dem Leibeigenheit herrscht, die erwerbende

Klasse also der verzehrenden vorfätzlich aufgeopfert wird, gleicht einem Rasenden, der seinen Arm fräse, um seinen Magen zu befriedigen. Weit entfernt, durch sie Macht, Reichthum, Ansehen und Ruhm zu erlangen. bleibt er kraftlos, volksleer und arm, kann nur durch eine ungeheure Ausdehnung ein schnell vorübergehendes Ansehen erlangen, das sehr bald durch die innern Unruhen, denen er entgegen reißt, vernichtet werden muß.

Nur zween Fälle sind in demselben möglich: entweder er hat eine aristokratische Form, oder eine monarchische.

Als Aristokratie ist er die schlimmste, die es nur geben kann, denn er zerfällt in so viel hundert oder tausend kleine Regierungen, als er Erbherren enthält. Er hat überhaupt keine Menschen, sondern Regierungen zu Bürgern, von denen jede ihr besonderes Interesse,

ihre besondere Politik hat; ihre Unterthanen so sehr als möglich drücken muß, um in dem allgemeinen Conflict eine Rolle zu spielen, und sich genöthigt sieht, zu ihrer eigenen Erhaltung so viel Kraft aufzuwenden, daß sie nichts Erhebliches fürs Allgemeine thun kann. Ueberhaupt sind die obern Stände keiner anhaltenden Anstrengung fähig, wo die untern im Elende schmachten. Ewig müssen sie wachsam seyn, jede Aufwallung von Menschengefühl bey diesen zu unterdrücken, und dennoch sind sie keinen Augenblick sicher, daß sie nicht von ihrem gräulichen Throne, der auf Brüdernacken ruht, herabgestürzt werden. Die nothwendige Vorsicht verzehrt ihr ganzes Geistesvermögen und das geheime Bewußtseyn ihrer ungerechten Sache lähmt vollends ihre Kraft. Der Sklave ist feige und schwach. — Ja! Aber der Tyrann noch viel mehr: sonst wäre er nicht grausam.

Wollten und könnten sie auch etwas fürs allgemeine Beste thun, so dürfen sie es ihrer Selbsterhaltung wegen nicht. Immer ist es nur eine Parthey, die eine Maafsregel, sey es auch die heilsamste, durchzusetzen sucht, und die, wenn sie einmal die Obermacht erlangt hat, sie bald dazu anwenden wird, die andern zu unterdrücken. Gesetzt aber, alle vereinigten sich, alle träfen einmüthig eine Einrichtung, die dem Staate mehr Kraft und innere Festigkeit verschaffte; gut, so steht schon ein neuer Gegner da: die ausübende Macht. Nur dadurch kann diese wahre Stärke erlangen und behalten, daß sie alle ihre Zersplitterungen aufhebt, alle Staatsbürger unter ihren Schutz nimmt, und die Gewalt der Privatregierungen schmälert, vernichtet, wenn es möglich ist. Diese selbst sind also dabey interessirt, das Ganze kraftlos und unglücklich zu erhalten. (20)

Man sieht also, es liegt in der Natur eines solchen Staates, daß der Bauer elend, der Adel verderbt, und die Regierung ohnmächtig sey. Wer wollte sich also nicht darüber freuen, daß es keinen solchen mehr in Europa giebt. Der Todeskampf des letzten erweckte lebhafteste Theilnahme bey vielen fremden Nationen, weil er dabey von den Worten: Vaterland, Freiheit, Constitution wiederhallte. Aber man wird von der Illusion zurückkommen, und dann seinen Umsturz als eine der grössten Wohlthaten ansehen, die dem menschlichen Geschlechte wiederfahren konnte. Das vertheidigte Vaterland bestand nur in den Pallästen der Grossen, von dem blutigen Schweisse der eigentlichen Nation erbaut; die Freiheit, in dem Rechte eines Hunderttheiles der Bewohner, die übrigen neun und neunzig zu tyrannisieren; die ältere Constitution war eine syste-

matifche Anarchie, und die neuere die unzuverlässige Buße des Aristokratismus auf dem Todtenbette. (21)

Ist ein folcher Staat aber monarchifch — nun fo gehört die Erbherrlichkeit gar nicht in fein System. Ihre Fortdauer in demselben ist fo inconsequent, als wenn man die Strebepfeiler eines abgerissenen Klosters in dem Prunksaale des neuerbauten Pallastes wollte stehen lassen, — ungeachtet das Gewölbe derselben nicht bedarf, und sie überall im Wege find. Die Erbherren find dort noch immer Unterdrücker der Bauren, aber dem Fürsten nichts als einzelne Unterthanen. Ja, sie sind ihm schädlich, in vielen Rücksichten schädlich, von denen ich nur einige wenige hier aus einander setzen will.

Die Leibeigenheit macht einen großen Rifs in dem Staate, und theilt die Bewohner in zwei Klassen, in Unterthanen des

Fürsten, und in Unterthanen der Unterthanen. Vergeblich würde der Monarch glauben, auch Herr der Letztern zu seyn. Sein Zusammenhang mit ihnen ist nur scheinbar. Wie eine undurchdringliche Scheidewand stehen die Erbherren zwischen beyden, und verhindern den Fürsten, zum Besten der Bauern etwas Wichtiges zu verfügen; sie verhindern die Letztern, den Schutz bey dem Fürsten zu finden, der ihnen gebührt.

Die Befehle des Monarchen müssen vollstreckt werden. Ja, aber was kann er im Grunde über den Landmann verfügen, ohne gegen die Privilegien der Erbherren, die ihm immer entgegen gehalten werden, zu verstossen? Selbst die vortrefliche Einrichtung der Grossen Catharina, daß auch Landleute Glieder zu den Gerichten liefern sollten, mußte auf die Kronleibeigenen eingeschränkt werden, um nicht die Privilegien

und das Privat-Eigenthum der Erbherren zu kränken. Man nehme indeffen an, der Monarch lasse sich durch diese elenden Schranken (22) nicht zurückhalten; er nehme durchgreifende Maafsregeln, wie das St. Petersburger Cabinet zuweilen in Rücksicht der Bauern that, und erlasse heilsame Verordnungen. Wem kann er die Vollstreckung derselben auftragen, als — Erbherren. Aus diesen bestehen alle Theile der Regierung. In jeder Hand, durch die seine Anordnung geht, wird sie also fast unwillkührlich, modificirt, bis — sie befiehlt, es solle seyn, wie es ist. Daher die Unwirksamkeit aller Verordnungen, die in Liefland so auffallend ist.

Von der andern Seite nehme man an, die Bauern sähen sich gezwungen, den Schutz des Fürsten und der Gesetze gegen die Erbherren anzurufen. Wer sind die Repräsentanten des Erstern, an die sie sich wenden

könnten? Wer die Vollstrecker der letztern? Erbherren! Wie der Fürst also und die Unterthanen es anfangen mögen, immer steht dieß Zwitterding von Unterthan und Fürst, der Erbherrenstand, zwischen Beyden.

Noch mehr! Die Leibeigenheit raubt dem Staate wirklich den grössten Theil seiner Bürger, indem sie ihn verhindert, dieselben hinlänglich zu benutzen und die Erbherren immer dem Fürsten unterschleibt. Die Kraft von Tausenden sammeln diese in ihre Hand, aber dem Staate tragen sie kaum, und zwar nur mittelbar, den Zoll eines Einzelnen ab. Sie unterschlagen also dem Fürsten einen Theil seiner Macht.

Vergebens würde man mir einwenden, wie einst jemand that, die Erbherren würden dem Staate nützlich, indem sie, durch grössere eigene Consumtion, als ohne Leibeigenheit möglich wäre, den Vertrieb aller

Art vermehrten. Es ist wahr, sie tragen zum Umlauf des Geldes beynahe (23) so viel bey, als die bürgerlichen Reichen in den Städten. Sie bezahlen dem Staate Abgaben von den Leckerbissen, den kostbaren Zeugen, den Wagen etc. die ihnen der Luxus aufdringt. Aber wodurch entschädigen sie ihn dafür, daß so viele tausend ihrer Mitbürger nichts consumiren und nur dazu da sind, die erbherrliche Consumtions - Maschine in Gang zu erhalten? Wodurch dafür, daß sie nicht, wie die Reichen der Stadt, ihren Reichthum durch eine nützliche Wirksamkeit erwerben? — Ein Erbherr ist, politisch betrachtet, der groſse Freſſer, der sich Heinrich dem Vierten vorstellen lieſs. „Ich eſſe für Sechſe, Ihre Majestät!“ ſagte er mit einer ſtolzen Miene. Und für wie viele arbeitest Du? „Herr, ich arbeite doch ſo viel, als ein anderer von meinen Jahren und Kräf-

ten.“ Hätte ich zehn solche Kerle in meinem Lande, rief der lebhafteste Heinrich, so wollte ich sie alle aufhängen lassen. — Genau genommen würde die Leistungsliste der Erbherren als Erbherren, wohl noch geringer ausfallen. Wir wollen indess kein so strenges Urtheil über sie fällen; wir wollen ihnen nicht einmal ihre Mahlzeiten beschneiden, nur mögen sie sich gefallen lassen, sie zu verdienen, und nicht die Portion des Staates und die ihrer Mitbürger zugleich aufzehren. — Ein Paar andere Untersuchungen muß ich dem Leser selbst überlassen, z.B. ob die gepriesene Consumtion des Adels so viel beträgt, als ihre Bauren consumiren würden, wenn sie nicht leibeigen wären; ferner, ob es wohl vortheilhaft für den Ackerbau ist, daß die Gutsbesitzer ihn auf ihren Feldern, zum Branntweinbrennen, so befördern, daß der Bauer auf den seinigen kaum sein Brot

erwerben kann etc. Statt dessen gehe ich zu einer andern Einwendung fort.

Die Erbherren, sagt man, sollen den Fürsten hindern, Nutzen von den Bauern zu ziehen, und doch tragen auch diese Staatsabgaben; ja, die Erbherren bezahlen sie so gar statt ihrer.

Richtig. Der Leibeigene erlegt Staatsabgaben: das ist, in seiner Lage, ein Unglück mehr für ihn. Nachdem er seinem Gutsfouverein so viel gegeben hat, daß er nicht mehr für ein halbes Jahr Brod behält, muß er noch den Beschützer desselben bezahlen, der, wie wir sahen, ihm nichts helfen kann. Man vergleiche aber einmal die zwanzig Millionen Rubel Kopfgeld, die Rußland etwa unmittelbar von seinen Bauern erhebt, mit den Einkünften, welche die teutschen Fürsten des zwanzigmal kleinern Teutschlands zusammen von den ihrigen erhalten. Teutsche

land ist volkreicher, aber nur verhältnißmäßig. Im Ganzen hat Rußland mehr Menschen, und gewiß sehr viel mehr Bauern, als das mit Städten bedeckte Teutschland. Ist der Boden hier sehr fruchtbar, so giebt es doch auch russische Provinzen von einer ungeheuern Fruchtbarkeit, und der Bauer hat mehr Land.

Die Krone fordert wenig, weil die Bauern wenig haben, aber in Liefland können sie selbst dies Wenige nicht erlegen. Warum bezahlen die Erbherren die Kopfsteuer *) statt ihrer? Wir wollen das Geheimniß nur aufdecken, da es einmal zur Sprache darüber kommen muß. Die Regierung war bis itzt ziemlich unthätige Zuschauerin aller Bedrückungen, aber wenn sie selbst dabey leiden

*) Die Kopfsteuer nur; die Natural-Lieferungen trägt der Bauer selbst.

müßte, wenn der Bauer ihr nicht einen Rubel hätte abtragen können, indeß er seinem Erbherren hundert erwirbt, dann fürchtete man, dann würde sie ihre Einmischung nöthig finden, und alles könnte dann geändert werden. Man giebt ihr also ihren kleinen Antheil, dem Schein nach, aus eigenem Mittel, damit sie den Erbherren ihre ganze Beute lasse, behält sich aber vor, sich dafür doppelt schadlos zu halten. Denn, da der Bauer für die Auslage viel mehr betragende Leistungen thun muß: ist sie wohl etwas anders, als eine Steuerpacht, bey welcher der verzehrende Stand der Regierung, wider ihren Willen, den ernährenden abhandelt? Es war sehr consequent und vernünftig von den Bauern, daß sie der Krone selbst das Kopfgeld bezahlen wollten. Sie hätten es vielleicht nicht lange gekonnt, aber dann wäre die Ursache ihres Unvermögens untersucht und ge-

hoben worden. Nun kann die Regierung es gar nicht gewahr werden, ob man die Bauern ausfauge.

Die Macht eines Fürsten besteht aber nicht allein in seinen Einkünften, sondern auch in der Menge seiner Unterthanen, von der jene größtentheils abhängen, und welchen Einfluss Leibeigenheit auf die Bevölkerung habe, ist augenscheinlich. Rousseau's Kriterium einer guten Staatsverfassung ist unfehlbar. Nur wo die Menschen glücklich sind, vermehren sie sich stark. *) Wo

*) In einem Blatte des Hamb. Correspond. stand die Nachricht, dass 1796 in Esthland über 3400 Menschen mehr geboren als gestorben sind. Man muss aber dabey nicht vergessen, dass hier von einem Lande von 400 Quadratmeilen die Rede ist; dass es ein außerordentliches Jahr war, und mehrere gute Erndten vorher gegangen waren.

Leibeigenheit herrscht, haltet ihr vergebens den Würger, den Krieg zurück und verhütet die Pest. Jene Pest, die gerade im tiefsten Frieden am fürchterlichsten wüthet, schafft zwar nicht immer neue Wüsten, aber sie verhindert die schon vorhandenen, sich in volkreiche Länder zu verwandeln. Für wen sollte der Bauer Kinder zeugen? (24) Für den Beutel seines Tyrannen? Nein! Ohne Freude fast sieht er seinen Sohn gebohren werden, und ohne Leid begleitet er ihn zu Grabe. „Besser itzt, als wenn er erst viel Brot gegessen hätte!“ sagt die lettische Mutter, wenn ihr Neugebohrner stirbt.

Liefland ist sehr fruchtbar, hat seit neunzig Jahren weder Krieg noch Pest in seinen Grenzen gehabt, und zählt nicht mehr als, die Städte mit gerechnet, ohngefähr sechshundert Menschen auf eine Quadratmeile. Ja es giebt so

gar Güter, die vor zwanzig Jahren sehr volkreich waren, und von denen fast der dritte Theil itzt wüst liegt: z. B. im Siffelgallschen, Jürgensburgschen und Nietaufchen Kirchspiele. Das ist das Ehrendenkmal der Erbherrlichkeit!

Will man noch mehr Evidenz, so vergleiche man das ehemalige Pohlen mit dem nicht größern Teutschland; jenes hatte zehn, und dies sechs und zwanzig Millionen; — ferner Böhmen mit welchem freien Theile von Teutschland man wolle, und endlich Schlefien vor und nach Aufhebung der Leibeigenschaft mit sich selbst.

Wo aber wenig Landbewohner find, müssen die Landstädte in Unbedeutendheit schwachen: denn Fabriken sind unmöglich. Sie können nur von der überschießenden Stärke des Ackerstandes erhalten und daher als die Blüthe desselben angesehen werden.

Wo wenig Bauern find, wo diese so viel für den Erbherrn arbeiten müssen, daß ihr eigener Acker halb brach liegt, wo sie nach Belieben einzeln oder schaarenweise verkauft oder zum Entlaufen getrieben werden, können sie keine Tagelöhner für die Fabriken abgeben, und die Lebensmittel müssen theurer seyn. Ein solches Land muß seine wenigen (25) Produkte roh dem Ausländer überlassen, um sie verarbeitet dreimal so theuer wieder zu kaufen; es kann reich scheinen, weil die handelnde Klasse und die Erbherren die baare Münze des Ganzen in ihren Kästen haben: aber das eigentliche Volk ist blutarm. In Liefland, in Pohlen und überall, wo Leibeigenheit herrscht, wohnen neben einem Staatsbürger, der Tonnen Goldes besitzt, Tausende, denen ein Groschen ein sehr wichtiges Geschenk ist; und wenn jener Eine Mahlzeiten von dreißig Schüsseln

giebt, fättigen sich die Tausenden, die ihm das Geld dazu erwarben, oft kaum halb mit Spreubrot. Offenbar sind es also sehr arme Länder, so viel Luxus auch die obern Stände haben, und obgleich in den wenigen Seestädten desselben viel Geld aufgehäuft ist. Und was ist die Quelle dieser Armuth? Leibeigenheit!

Auch die öffentliche Ruhe untergräbt sie. Wo der Mensch sich elend fühlt, sucht er Hülfe; wo er Unrecht leiden muß, sucht er Rache: wer kann es ihm verdenken? — Wer kann es den unglücklichen Letten verdenken, daß sie ewig in einem geheimen Kriege mit der Caste stehen, die ihnen ihr vaterländisches Erbtheil nahm, von ihrem Schweisse prunkt, und sie dabey verächtlich zu Boden tritt? Freilich zwingt sie die Lage der Sachen, ihren Grimm zu verhehlen, aber wo sie ihr Abbruch thun können, durch Diebstäh-

le, Betrug, oder vorsätzliche Beschädigung, unterlassen sie es nie. Ihre Stimmung würde sich täglich in Aufrühren und Blutbädern zeigen, wenn der Fürst nicht, der Ruhe wegen, seine gewaltige Hand über den Erbherren hielte. Er sieht sich gezwungen, mit großem Aufwande die gemeinschaftlichen Feinde des Volks, des Staates und der fürstlichen Macht zu beschützen; sie, die durch entsetzliche Greuelsamen die nützlichste Bürgerklasse unaussprechlich elend machen, alle Stände dadurch depraviren, den Staat zerfpalten, den größesten Theil seiner Kraft zu ihrem Privatnutzen vergeuden, und immer allgemeine Zerrüttung fürchten lassen. — Aber, verlaßet euch nicht darauf, Hochwohlgebohrne Grofsherren! Das stets gezückte Bayonett erzwingt nur ein vorübergehendes unficheres Stillehalten bey euren Geißelhieben. Glaubt es mir, glaubt es der immer regen Furcht

in eurem Busen: ein — soll man sagen, unglücklicher? — Anlaß, und ihr und eure noch unschuldige Nachkommenschaft büßet fürchterlich die ganze Sündenlast, die eure Vorfahren lange Jahrhunderte hindurch aufhäuften, die ihr vermehrt, und im Guten zu tilgen, aus Verblendung euch immer noch weigert!

Doch, meine Brüder! Arme, unglückliche Brüder! Wie bejammernswerth wäret ihr, wenn es wirklich keine Rettung für euch gäbe, als auf dem Wege der Greuel! Wenn eure Fürsten nicht endlich ihr eigenes Beste erkannten; wenn sie wirklich nicht einfähen, daß, indem sie eure Geduld bey dem Privatjoch eurer Mitbürger erzwingen, indem sie euch bewogen, der Selbsthülfe zu entsagen, daß sie, sage ich, die heilige, unverbrüchliche

Verpflichtung übernahmen, selbst euch zu helfen; daß sie ihre Ehre verpfändeten, selbst die schimpflichen Fesseln zu zertrümmern, welche die Menschheit auf ihr Geheiß Jahrhunderte lang ruhig schleppte.

Daß ich doch mit einer Donnerstimme hinrufen könnte, bis an die Ufer der Newa; daß die vereinte Stimme aller Guten, aller Edeln das Ohr jenes weisen Fürsten zu erreichen vermöchte, der im Stillen zur Gerechtigkeit reifte, und dessen erste Thaten eine so glorreiche Laufbahn versprechen! Ihr, die ihr wie freudige Boten des Heils um seinen Thron stehet; ihr, zu denen Unzählbare mit sehnsuchtsvollen Blicken hinauffehn; wer von Euch ist erhabenen Geistes genug, seine Wahl dadurch zu rechtfertigen, daß er Ihm sage:

„Jetzt, da die Menschheit überall sich
„fühlt, überall mit Unwillen und Ingrimme

„ihre Ketten schüttelt, jetzt, mächtiger Be-
„herrscher von hundert verschiedenen Natio-
„nen, guter, weiser Fürst! jetzt ist es
„Zeit, die schimpflichen und unnützen Schran-
„ken niederzuwerfen, die Dich von dem
„nützlichsten Theile Deiner Unterthanen tren-
„nen, sie alle wie Kinder zu Dir zu ver-
„sammeln, sie alle wie Kinder Dich lieben
„zu lehren! — Staunend blickten die Völker
„der Erde auf zu Deiner grossen Mutter;
„ehrfurchtsvoll bewunderten sie Ihren erha-
„benen Geist, Ihre unsterblichen Tahten,
„Sie fahen auf den wichtigsten Theil Ihrer
„Unterthanen herab, und wandten weinend
„den Blick. Sie stürzte sie nicht ins Elend:
„aber ach! Sie vermochte nicht, sie aus dem-
„selben zu reissen. — Paul! Du verheisst
„mehr als Grösse: Du verheisst Güte und
„allgemeine Gerechtigkeit. Mit einer einzi-
„gen That kannst Du alles verdunkeln, was

„alle Deine Vorgänger vermochten. Schaffe
„sie fort, die Leibeigenheit, dieses Brandmahl
„barbarischer Vorzeit. Es steht da im aufge-
„klärten Zeitalter, wie ein Krebsgeschwür
„in einem schönen Gesichte, wie ein Schei-
„terhaufen der Inquisition in einem blühen-
„den Gefilde. Uebe Gerechtigkeit und rette
„die Ehre Deines Reiches, Deines Jahrhun-
„dertes! Mit ewigen Feuerzügen prangt dann
„Dein Name im Tempel der Unsterblichkeit,
„der spätesten Nachwelt ein Heiligthum! —
„Du kannst es: werde uns Vater!“

A n h a n g.

Ueber einen Gegenstand, nicht gradezu gegen ihn schreiben, und gleichwohl nur nachtheilige Seiten an demselben auffinden, muß den Verdacht der Einseitigkeit und Partheylichkeit erwecken. Gern hätte ich also auch die guten Folgen der Leibeigenheit aufgezählt, aber ich gesteh' es, ich war zu kurz-sichtig, dergleichen aufzufinden. Denn daß die Erbherren sich bey derselben wohl befinden, und daß sie durch die Peitsche den völligen Ausbruch der moralischen Uebel verhindert, die sie selbst nur veranlafste, und die mit ihr wegfallen würden: das wird man ihr schwerlich als Wohlthat anrechnen wollen. Doch was ich nicht vermochte, that ein ehrlicher mährischer Bruder. Er

schrieb, bey Gelegenheit der Anzeige des Werkes „die Letten“ folgenden merkwürdigen in No. 50. der Nationalzeitung von 1796 eingerückten Brief an den Herausgeber jenes Blattes:

„Da Dieselben im 41sten diefsjährigen Stücke etc. die Esthnische und Lettische Nation von der unglücklichen Seite beschrieben haben: so wage ich es, Ihnen eine kurze Beschreibung dieser Nation von der glücklichen Seite zu machen. Es ist zwar wahr, daß sie unter der grausamen und unmenschlichen Behandlung ihrer gebietenden Herren schmachtet und seufzet; es ist aber auch eben so wahr, daß ihr Sklavenstand einem grossen Theile derselben die Gelegenheit und Veranlassung zu ihrer Glückseligkeit und ewigem Heile ist. - - - Ein grosser Theil dieser Nation, ob sie gleich sehr arm ist, beküm-

inert sich um ihr ewiges Heil, lernet Gott, ihren Schöpfer und Erlöser kennen, und es sind schon viele tausende aus derselben durch den Dienst der Mährischen Brüder für den Heiland gewonnen worden. — Eben so ist es mit den Negerklaven in St. Eustach etc.“ — Ich zweifle freilich, ob der gute Bruder auf diesem Wege in das Seitenhölchen des Lammes gelangen möchte, aber immer bleibt es unstreitig eine wichtige Wohlthat, einer Nation ihr Vaterland zum Jammerthal zu machen, damit sie ihre Augen desto sehnsuchtvoller zum Herren erhebe. — O Rousseau! Wie innig warst du mit dem Geiste des Christianismus bekannt!

A n m e r k u n g e n

zu dem Versuch über Leibeigenheit.

S. 467. (1) Die Griechen und Römer hatten kein Wort für Leibeigenheit, denn die Sache existirte nicht; das *Glebae adscriptus* ist wohl nur ein neueres juristisches Machwerk. Montesquieu sagt zwar im *Esprit des Loix*: Il y a deux fortes de servitude, la réelle et la personnelle. La réelle est celle qui attache aux fonds de terre. La personnelle regarde le ministère de la maison et se rapporte plus à la personne du maître. Er setzt hinzu: l'Abus extrême de l'esclavage est, lorsqu'il est, en même tems, personnel et réel. Telle étoit la servitude des Ilotes chés les Lacédémoniens; ils étoient soumis à tous les travaux hors de la maison et à toutes fortes d'insultes dans la maison: cette ilotie est contre la nature des choses. — (Was ist denn erst die Leibeigenheit?) --- Die erste Art der Sklaverey fand

man nur bey den alten Germanen, sie bestand aber nach Tacitus, bloß darin, daß die sogenannten Sklaven eine gewisse Menge Getraide oder sonst etwas, ihrem Herrn abtrugen; im Uebrigen, sagt er, würdet ihr, dem Lebensgenusse nach, den Sklaven nicht vom Herrn unterscheiden können. Der Herr konnte sie also nicht nach Gefallen machen, wozu er wollte, und das sind also gewiß keine Leibeigene gewesen. Auch Perincier in Kreta, die Pänesten in Theffalien, selbst die Heloten waren es nicht: denn obgleich sie den Acker bestellten und auch Hausdienste thaten, so waren sie doch keine Staatsbürger, machten keinen besondern Stand im Staate, trugen keine Abgaben, und fochten nie für Sparta. Die Leibeigenen hingegen leisteten alle Pflichten des Staatsbürgers, und sind dennoch, ohne Rechte, das Spielwerk der Willkühr ihrer wohlgebohrnen Mitbürger.

S. 472. (2) „Aber auch die ackernden Sklaven waren z. B. den Atheniensen und Römern nothwendig.“ Ganz recht! den Atheniensen und Römern, aber nicht Athen und

Rom. Sie waren nothwendig, wie der Ochse, der den Pflug zog. Dem Staate selbst leisteten sie nichts, und doch wurden sie, als sie den Einzelnen nothwendig geworden waren, schon von den Gesetzen beschützt. Ein Sklave, den sein Herr gemißhandelt hatte, konnte denselben zwingen, ihn zu verkaufen. In Athen wurde die Mißhandlung eines fremden Sklaven zuweilen mit dem Tode bestraft. Nach einem Gesetze des Claudius war jeder Sklave, den sein Herr bey einer Krankheit vernachlässigte, nach seiner Genesung frey. etc.

S. 475. (3) Les exactions horribles que (sous les tyrans Romains) l'on faisoit sur les peuples ne laissoient d'autre ressource aux Citoyens poursuivis par les traitans, que de se refugier chés les barbares, ou de donner leur liberté au premier qui la vouloit prendre. Ceci servira à expliquer, dans notre histoire Francoise cette patience avec laquelle les Gaulois souffrirent la révolution qui devoit établir cette différence accablante entre une nation noble et une nation roturière.

Montesquieu, Grand. et Decad. des Rom.

S. 476. (4) Ein berühmter Schriftsteller, der den Adel mit der Miene des Weltbürgers vertheidigen wollte, sagte zum Beyspiel: „Nur Tugend ist wahrer Adel.“ *Risum teneatis!* Tugend ist eine moralische Eigenschaft, und der Adel ein Verhältniß zum Staate. Freilich fügte er hinzu: „aber der Erbadel ist keine Chimäre,“ und gründet dies auf die Erblichkeit gewisser Tugenden: — eine Plattheit, die schon Chesterfield in No. 114. der Wochenschrift *The world* im J. 1755. persiflirte. — Ein anderer definirte den Adel als „eine begünstigte Bürgerklasse, deren Vorzüge erblich wären;“ das paßt aber eben so gut auf zwanzig andre, z. B. die Bleystiftmacher in Nürnberg. — Ein sehr verehrungswerther Metaphysiker unterschied zwischen dem Adel der Meinung und dem des Rechts. Die erste Benennung drückt das aus, was ich Edle nenne, aber die zweyte unterscheidet nicht die Optimaten und Erbherren, und hinter die Nothwendigkeit der ersten verstecken sich doch alle Vertheidiger der letztern.

S. 482. (5) „War es weise, war es ge-

recht, den Optimatenstand erblich zu machen?⁶ Das ist es eigentlich, wie es mir scheint, worüber man in allen den Schriften streitet, die vom Erbadel sprechen, der aber, wie ich zeigen werde, ganz etwas anders ist. Die Vertheidiger des letztern führen die Autorität fast aller theoretischen und praktischen Gesetzgeber an, — oder könnten es doch, — die Gegner berufen sich auf die Gleichheit der Menschen, und Bürgerrechte. Ich glaube, weder die eine noch die andere entscheidet hier, sondern nur die Frage: Sollten wohl Optimaten, die einst zum Volke gehörten, und deren Kinder wieder zu demselben gehören werden, die Rechte der Regierung und ihres neuen Standes eifrig genug gegen das Volk vertheidigen? Die Entscheidung dieses Zweifels entscheidet auch über die Rechtmäßigkeit erblicher Vorzüge.

S. 489. (6) Vielleicht macht eine Parallele diese Unterschiede noch deutlicher. — Wer wird wohl die griechischen ächten Weltweisen, die heidnischen Opferpriester und die Mönche für identisch halten? Gleichwohl empfohlen

sie alle den Menschen Ehrfurcht gegen höhere Wesen und Moralität. Aber Sokrates that es vermöge des Auftrages der Vorsehung, der ihm durch seine Tugend und seine Talente ward; er that es durch Vernunftgründe, und sein Zweck war bloß Moralität. Die Opferpriester wirkten durch Gaukeleyen und Fabeln darauf hin; ihr Zweck war Patriotismus: das Volk sollte dem Vaterland in seinen Göttern dienen. Die Mönche setzten die Moralität in den unbedingten Gehorsam gegen den Pabst und die Kirche. Ihr Zweck (obgleich nicht bey ihrem Entstehen) war, die Souverainität beider aufrecht zu erhalten, und die Nationen zum Werkzeug und Opfer ihrer Begierden zu machen. — Da hat man die Edeln, Optimaten und Adlichen unter einer andern Gestalt. Will man die Vergleichung weiter fortsetzen? Durch die Reformation der Kirche wurden die protestantischen Geistlichen Mittel-dinge zwischen Weltweisen ex officio und Priestern. Durch die Abschaffung des Heerbanns und der Leibeigenheit wurden die Edel-

leute in Mitteldinge zwischen Edlen *ex officio* und Optimaten verwandelt.

S. 489. (7) Man hat so oft die stehenden Armeen als ein Unglück, als ein höchst nachtheiliges Etablissement dargestellt, und dennoch waren sie allein das Mittel, die alte Erbherrenverfassung abzuschaffen, und den Landmann der Leibeigenheit zu entnehmen. Es ist wahr, itzt tragen alle Stände eine bleibende Last, aber vorher trug sie ein einziger, und zwar in einem unvergleichbar höhern Grade.

S. 493. (8) Nach Konstantin Porphyrogenitus hatten die Sarmaten, die zwischen der Theis und der Donau wohnten, schon im Anfange des vierten Jahrhunderts Sklaven. Ungefähr im J. C. 334. bewaffneten sie dieselben, um den Gothenkönig Geberik von ihren Gränzen zurück zu treiben, aber als dies geschehen war, wollten die Sklaven selbst Herren des geretteten Landes seyn, vertrieben die Sarmaten, und bildeten unter dem Namen Limiganten, einen Freistaat. Im J. 357. griff der Kaiser Constantius ihn an, überwand die Limiganten, rottete sie aus, und setzte die Sarmaten wieder in

den Besitz ihres Landes. — Mir scheint indessen diese Nachricht grossen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Das Land, das die Limiganten bewohnten, wird als unwegsame und unbebaute Wildniß angegeben, und schon als Sklaven sollen sie wilde Jäger und Hirten gewesen seyn. Dergleichen Leute litten aber nie Unterwürfigkeit, vielweniger Sklaverey. Mir scheint, daß hier wohl vielmehr von einer benachbarten, vielleicht ehemals besiegten Nation die Rede sey. Waren es aber wirklich Sklaven, so könnte man sich leicht erklären, wie beym Fortschreiten der Cultur, die hütenden Sklaven ackernde Leibeigene wurden.

S. 500. (9) Noch dazu bindet das Gesetz, das ihn zu einem Theil seines Bodens macht, nur ihn. Sein Gebieter versteigert ihn einzeln, wohin er will, selbst auf das Schlachtfeld.

S. 501. (10) Aber sollte dieß Gemälde auch wahr seyn! „Ihr Glücklichen, die ihr nur fragen könnt! Belege zu allen Zügen desselben gab ich schon in dem Werke „die Letten“ etc. das man confisciren, aber nicht widerlegen

konnte. Gleichwohl gesteh ich gern ein, daß nicht alles selbst auf jedes einzelne Gut in Polen und Liefland, so wenig als auf die sogenannten Leibeigenen in Teutschland paßt. Aber die Leibeigenheit in ihrer ganzen Schreckgestalt mußte ich schildern, und da konnte natürlich nicht von den zerstreuten Modificationen die Rede seyn, welche die bessere Denkungsart Einzelner ihr gab. Es ist genug, daß jeder Zug durch Beispiele bewiesen werden kann.

S. 505. (11) Ein Faktum, das jeder Liefländer eingestehen muß, der jene Sprachen versteht.

S. 508. (12) Ich weiß nicht wie es kommt: schreibt er an einem Orte, er, der unverföhnliche Feind der menschlichen Verderbtheit; — wenn mir meine Obern einen Schlag geben, so brenne ich vor Begierde, mich dafür durch zween an meinen Bedienten zu rächen.

S. 517. (13) Unaufhörlich rufen gewisse Leute: aber wie kann man so etwas sagen! das ist ja nicht allgemein!“ Nein, nein, nein! es ist nicht allgemein. Keine Regel ist ohne Ausnahme, das weiß lippus et tonsor.

S. 518. (14) Indefs erlaube man mir wenigstens ein paar Fingerzeige. Die polnische Nation wetteiferte viele Jahrhunderte lang an Macht, Reichthum, ihr Adel auch an Kultur mit ihren Nachbarn. Aber — ihre Macchiavells, Rousseaus, Voltaire, Kante, Leibnitze, Wielande, Newtons, Lock, Pope, wie heißen sie? Und wie die großen Männer Lieflands, wodurch die Teutschen immer gleichen Schritts mit den eigentlichen Teutschen gingen? — Ja, in Teutschland selbst untersuche man, welche Theile den Wissenschaften am wenigsten lieferten, obgleich ihre Gelehrten frey sind. Man wird Böhmen, die Lausitz, kurz jedes Land nennen müssen, wo Leibeigenheit herrscht. Der Zusammenhang ist wohl aufzufinden.

S. 520. (15) Ich habe an einem andern Orte nur zu viele Beispiele davon angeführt; hier also nur eins, dessen sich noch Jedermann in Liefland erinnert. Drey sogenannte wohl-erzogene junge Leute gingen auf einem Gute, das dem Vater des einen von ihnen gehörte, im Walde spazieren. Sie trafen auf ein nied-

liches Bauermädchen, dem sie unanständige Anträge machten, aber sie wurden abgewiesen. Sie banden es also an einen Baum, schändeten es der Reihe nach, trieben ihm dann den Pfropf einer Bouteille so tief als möglich in die Genitalien, und ließen es stehen. Vorübergehende lösten es ab. Man brachte die Elende zum Wundarzte: mit äußerster Mühe konnte er sie retten, aber kränklich blieb sie auf Lebenszeit. Wäre sie einem Bären begegnet, hätte sie unglücklicher seyn können? Kann man von dem rohesten Matrosenschwarm eine viehischere Behandlung eines Negers aufstellen? — Die Sache ward anhängig, aber als ein jugendlicher Muthwille bald unterdrückt. Die Väter erlegten eine Geldstrafe.

S. 522. (16) Ein kleines Ungeheuer von sechs Jahren hatte den alten Bedienten geschlagen, ihn mit den Füßen gestossen — Du Unart, sagte die gnädige Mama mit einem zärtlich verweissenden Tone: du mußt seine Dummheit nicht übel nehmen: er ist ja nur ein Bauer.

S. 523. (17) Der Hr. von T. und andere pfe-

gen oft die Bürgerlichen darauf aufmerksam zu machen, daß manche teutsche Fürstenthümer nicht so groß sind, als ihre Güter. Aber es ist auch wahr, zwey oder drey Fürstenthümer zusammen enthalten oft nicht so viele Moräste und Lumpen, als ein einziges Gut in Liefland u. Polen.

S. 528. (18) Ein bürgerlicher muß in Liefland, wenn er Güter besitzen will, sich einen Adelsbrief vom — römischen Kaiser kaufen. Russische Unterthanen müssen sich vom Wiener Hofe die Erlaubniß lösen, in Rußland besitzlich zu seyn! —!

S. 530. (19) „Man hat Bestimmungen getroffen, schrieb mir der Sprecher des liefländischen Adels, die den Bauer auf seiner jetzigen Ausbildungsstufe in einen glücklichen Zustand versetzen, als selbst persönliche Freyheit gewähren kann.“ Daß doch die wohlwollendsten vortrefflichsten Menschen immer durch ein trübes Glas sehen, sobald es auf den Privatnutzen ihres Standes ankommt. Greifen Sie in Ihren Busen, meine Herren, die Sie Sich schmeicheln, solche Bestimmungen treffen zu kön-

nen, und sagen Sie, ob es auf irgend einer Stufe der Ausbildung irgend eine Bestimmung gebe, für die Sie Ihrer persönlichen Freyheit entsagen wollten? bey der Sie Sich glücklicher als vorher fühlen würden? Kann denn nie die Ueberzeugung in Ihnen ganz lebendig werden, daß Ihre Bauern völlig solche Wesen sind, als Sie? — Ein Mensch, der nicht persönliche Freyheit hat, steht nicht auf der Stufe, die einem Menschen gebührt, er genießt nur die Rechte eines vollkommnern Thieres, — und Ihr Mitbürger, Ihr Bruder, Ihr Ernährer verdient wohl etwas mehr, als das erste Stück Ihres Marstalles zu seyn. —

S. 534. (20) Nur daher war es möglich, eine gewisse Nation, sich selbst abzukaufen.

S. 536. (21) Bey einigem Nachdenken kann man unmöglich behaupten, daß diese Nation ihre Freyheit verloren habe: denn sie besaß sie nicht. Nie ward sie auf den Reichstagen repräsentirt, denn auch die Bürger und Bauern gehörten zu ihr. Eigentlich repräsentirte jedes Mitglied desselben nur die Säbel, Flinten und

Peitschen, die es in seiner Rüstkammer hängen hatte. Es ist wahr, bey der Revolution ertheilte man den Bürgern, selbst den Bauern manche Vorthelle, weil man sie brauchte. Aber Macchiavell sagt vortrefflich: *Debbe qualunque innanzi vivere in quel modo che giudica, sopravveniente qualunque caso, essere necessitato vivere. E quello che crede, quando il pericolo sopravviene, coi benefici riguadagnarsi 'gli uomini, se ne inganna; perchè non solamente non se ne assicura, ma accelera la sua rovina.* Lib. I. Cap. XXXII. degli Discorsi sopra Tito Livio.

S. 538. (22) Da sie nemlich das allgemeine Menschenwohl behindern.

S. 540. (23) Ich sage beynahe: denn wie viele Erbherren leben auf ihren Gütern täglich als Reiche?

S. 546. (24) So traurig die Sache ist, so könnte die Frage manchem komisch dünken. Hier ist ein sehr ernstes Faktum zum Belege. Vor einigen Jahren entstand eine Sekte von

Schwärmern unter den russischen und liefländischen Bauern, die sich vorsätzlich kastrirten.

S. 548. (25) Man lasse sich nicht durch den starken Handel von Riga täuschen; Riga verschifft die Produkte eines grossen Theiles von Curland und Litthauen, vielleicht von einigen tausend Quadratmeilen Landes.

Ben dem Verleger dieses Buches

sind folgende

N e u e B ü c h e r

i n d e r O s t e r - M e s s e 1 7 9 7

erschienen und zu haben.

W e a f o r d s, W. Geschichte von Frankreich, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Aus dem Englischen übersetzt. Die Geschichte der Revolution von einem Pariser Augenzeugen bis zum Tode Ludwigs XVI. nach dem Engl. Original erweitert, berichtigt und bis zum allgemeinen Friedensschluß mit den Franken unpartheyisch fortgeführt. 3r Band. gr. 8. 1797.

1 Rthlr. 8 gr.

NB. Das Ganze wird aus 6 Bänden nebst einer accuraten Charte von Frankreich, wie es beim Schlusse dieses Werkes, und nach Beendigung des Krieges wird eingetheilt werden, bestehen, und 8 bis 9 Rthlr. kosten. Wer sich an mich selbst wendet und 6 Thlr. Conv. Münze zahlt, erhält die 3 ersten Bände iht und die übrigen 3 nebst Charte nachgeliefert.

B r a g a u n d H e r m o d e. Ein neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten. (Eine Fortsetzung der Schrift: B r a g u r 2c.) II. Bd. 18 St. Mit Kupf. und Musil. brochirt. 8. 1 Rthlr.

Desselben II. 28 Stück. Mit 4 Kupfertafeln, 12 Vorstellungen von alten Trachten darstellend. brochirt. 8. 1 Rthl.

NB. Man kann ben jedem neuen Stücke als Subscribent eintreten, und zahlt dann nur für jedes kommende Stück 12 gr. Die bereits fertigen muß man aber im Ladenpreise bezahlen.

Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte.
Zweyte, mit 3 Kupfern von Penzel verschöner-
te Auflage. 8. brochirt. auf Schreibpapier
1 Rthlr. 8 gr. auf Postpap. 1 Rthl. 12 gr. auf
Schweizerpap. 1 Rthl. 16 gr.

NB. Ein jeder Vater kann dieses Buch, das alle
gelehrte Zeitungen, ohne Ausnahme, als gut empfohlen
haben, seinen Töchtern geben, und es wird für sie das
beste Geschenk seyn.

**Gesangbuch für Stadt- und Landschulen, nach
den Bedürfnissen unserer Zeit. Nebst einem An-
hange für Landschullehrer, Seminaristen und Chor-
schüler. Mit und ohne Melodien. Von M. T. L.
Kämpfe und M. J. C. F. Wokenius. 8**

NB. Mit dem Anhange und den Melodien ist der
Ladenpreis 1 Rthlr. ohne Melodien 16 gr. Der Anhang
mit den Melodien apart 12 gr. Wer von dem compl.
Gesangbuche 12 Exemplare nimmt erhält dieselben für
7 Rthlr. Wer 24 nimmt für 12 Rthlr. Conv. Münze.

**Gustav's III. Tod. Ein psychologisch-moralisches
Gemählde der Verirrungen des Enthusiasmus
und der Leidenschaften. Dramatisch dargestellt
in 4 Büchern. Mit 4 Kupfern und dem wohlgetrof-
fenen Portrait Gustav III. 2 Thle. 8.**

2 Rthlr. 12 gr.

**Hochheimer's, C. F. A., chemische Farbenlehre,
oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der
Farben zu allen Arten der Mahlerey. Fortge-
setzt von J. C. Hofmann. 3r Th. mit illum.
Farben-Mustern. 8. 20 gr.**

**Hofmann, J. C., Etwas über das Blei und die
Bleiglasur, und wie man eigentlich die Auflös-
lichkeit der letztern betrachten müsse, vorzüglich
aber über eine allgemeine Bleivergiftung der Kin-
der, nebst Vorschlägen, dieselbe zu verhüten. Ein
Noth- und Hülfsbüchlein für jede Familie, vor-
züglich aber für solche, die ihre Kinder nicht ver-
wahrlosen wollen. 8. 5 gr.**

Rosgartens, L. T., Eusebia. Eine Jahres-
schrift zur Beförderung der Religiosität. 18 Jahr.
Mit 1 Kpf. von Penzel, gr. 8. Leipzig, bro-
chirt. 1 Thlr. 8 gr.

La Roche, Sophie von, Briefe an Lina.
Ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz
und ihren Verstand bilden wollen. 1r Bd. als
Mädchen, 3te verbesserte Auflage. Mit dem
wohlgetroffenen Portrait der Verfasserin. 8. auf
Schreibpap. 22 gr. und auf Druckp. 16 gr.
Desselben 2r. Bd. als Mutter. Mit einem Ku-
pfer. 8. Schreibp. 18 gr. Druckp. 14 gr.

Desselben 3r Bd. als Mutter. Mit einem Kupf.
von Penzel. 8. Schreibp. 22 gr. Druckp. 16 gr.

NB. Auch dieses Buch ist, so wie jenes: Elisa u.
jedem Vater für seine Töchter zu empfehlen.

Medicus, J. C., unächter Acacien-Baum. Zur
Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieser in
ihrer Art einzigen Holzart. II. Bds. 58 u. 68 Stck.
und III. Bds. 18 u. 28 Stck. 8. brochirt. 22 gr.
Desselben Forst-Journal. I. Bd. 1r Theil. 8. bro-
chirt. 16 gr.

Desselben kritische Bemerkungen über Gegenstände
des Pflanzenreichs. 18 u. 28 Stck. 2te Aufl. 8.
brochirt. 20 gr.

Merkel, G. Die Letten vorzüglich in Liefland am
Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein
Beitrag zur Völker- und Menschenkunde. 8.
brochirt. 1 Rthlr. 4 gr.

Desselben Hume und Rousseau über den Ur-
vertrag, nebst einer Abhandlung über Leibeigen-
schaft, den Liefländischen Erbherren gewidmet.
2 Thle. 8. broch. 1 Rthlr. 16 gr.

Moser, H. C. die praktisch-geometrische Auf-
nahme der Waldungen mit der Boufsole und Meß-
kette. Ein Beitrag zur Forstwissenschaft. Mit
Kupfern und 1 illum. Forstwissenschaftl. Charte.

Nebst einer Vorrede des Herrn Hofrath Jung.
gr. 4. 1 Rthl. 6 gr.

Schlegel, Dr. G. Der Grundsatz der Vernunft,
moral: Handle nach dem Urtheil der die Dinge
lauter betrachtenden Vernunft, dargestellt und an-
gewandt. 8. 16 gr.

Schreibepult, das geöffnete, zum Unter-
richt und Vergnügen junger Personen. Aus dem
Engl. der Mrs. Barbault übersetzt. Mit
Kupfern und Bignetten. 38 Bändchen. Taschen-
format. 12 gr.

NB. Unter dem Titel als Weihnachtsges-
chenke für die Jugend 2c. macht es das 6te Jahr
in der Folgereihe aus. Dem Hrn. Kreist. Cinn. Weise
verdankt die Jugend dieses angenehme Geschenk. Alle
6 Weihnachtsgeschenke in geschmackvollen Einbänden
kosten 3 Rthlr. 20 gr.

Schumanns, Aug. compendiöses Handbuch für
Kaufleute 2c. 4r Theil, welcher kaufmännische
Tabellen, enthaltend: eine praktische Anleitung
zum doppelten Buchhalten; Uebersicht des neue-
sten Geld- und Wechselcourses, Produkten, und
Gewerbe-Anzeigen aller Länder und Oerter der
bekannten Welt u. s. w. enthält. gr. 8.
2 Rthlr.

Bogels, Heine. Beschreibung seiner 30jährigen
zum Theil glücklichen, zum Theil unglücklichen
Seereisen, nebst der Geschichte seines Lebens.
3 Thle. m. Kupf. 8. 2 Thlr. 12 gr.

NB. Der 2te und 3te Theil wird den Käufern gra-
tis nachgeliefert.

1000,- (1+2) · 28.4.83





Hume, David, 1711-1776 / Rousseau, Jean-Jacques, 1712-1778 / Merkel,
Garlieb Helwig, 1769-1850

Hume's und Rousseau's Abhandlungen über den Urvertrag nebst einem Versuch ü
ber Leibeigenschaft den Liefländischen Erbherren gewidmet

Bd.: 2

Leipzig (1797)

Pol.g. 431 t-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769444-8

VD18 80266991-001